

Von dem Ursprunge der *Ungleichheit* unter den *Menschen*, und worauf sie sich gründe.

Ich habe mir vorgenommen, von den Menschen zu reden; und die Aufgabe die ich untersuche, bezeuget, daß ich auch mit Menschen zu reden habe. Wenn man sich die Wahrheit zu krönen scheuet; so pfleget man dergleichen Fragen nicht aufzuwerfen. Ich werde also die Sache der Menschlichkeit vor dem Angesichte der Weisen, die mich dazu einladen, zuversichtlich vertheidigen, und ich will mit mir nicht unzufrieden seyn, wenn ich mich würdig machen werde, einen solchen Gegenstand, vor solchen Richtern abzuhandeln.

Ich nehme zwei Arten von Ungleichheit unter den Menschen an. Eine nenne ich die *natürliche*, oder physische Ungleichheit; weil sie von der Natur eingeführt worden ist; Sie bestehet in der Verschiedenheit des Alters, der Gesundheit, der körperlichen Stärke, und der Seelenkräfte. Die andere könnte man eine sittliche oder politische Ungleichheit nennen, weil sie von einer Art vom Vertrage abhänget, und durch die Einwilligung aller Menschen eingeführt oder wenigstens gebilliget worden ist. Sie bestehet in verschiedenen Freyheiten, deren einige zu anderer Nachtheile genießen. Als nemlich reicher, angesehener, mächtiger zu seyn, als diese, oder sich so gar Gehorsam von ihnen leisten zu lassen.

Man kann nicht fragen, woher ist die natürliche Ungleichheit entstanden? Denn in der blossen Worterklärung liegt bereits

die Antwort hierauf. Vielweniger kann man zu wissen verlangen, ob diese beyden Ungleichheiten wesentlich verknüpft sind; dieses wäre nichts anders, als mit veränderten Worten gefragt, ob einer der befiehet, nothwendig besser seyn müsse, als einer, der ihm Gehorsam leistet? ob Leibesstärke und Seelenkräfte, ob Tugend und Weißheit allezeit mit Macht und Reichtume bey einander anzutreffen wären? Dergleichen Fragen möchten vielleicht gut seyn, von Slaven, in Gegenwart ihrer Herren, abgehandelt zu werden: Aber freyen und vernünftigen Menschen, die sich um die Warheit bekümmern, geziemen sie nicht.

Wovon wird also in dieser Abhandlung die Rede seyn? Man erlanget in dem Laufe der Zeit den Augenblick ausfündig zu machen, da das Recht von der Gewalt verdrungen, und die Natur dem Gesetze ist unterworffen worden. Man soll den Zusammenfluß von Wundern begreiflich machen, dadurch der Starke sich bequemete, den Schwächern zu dienen, und das Volk, seine Glückseligkeit für eine eingebildete Ruhe dahin zu geben.

Die Weltweisen, die über die Gründe, darauf sich die Gesellschaft stützet, nachgedacht, haben alle für nöthig befunden, bis auf den Stand der Natur zurückzukehren. Es ist aber keiner unter ihnen dahin gelanget. Einige haben kein Bedenken getragen anzunehmen, der Mensch könnte in diesem natürlichen Stande schon Begriffe haben, von dem was billig oder unbillig ist. Sie haben aber nicht bewiesen, daß es angenommen werden könne, ja nicht einmal, daß diese Begriffe dem Menschen damals nützlich gewesen wären. Andere haben von einem natürlichem Rechte geredet, das ein jeder hat, was ihm zugehöret, zu behalten. Sie haben aber nicht erkläret, was sie durch zugehören verstehen. Noch andere haben den Stärkern gleich Anfangs ein Recht über die Schwächern eingeräumt, und solchergestalt so gleich eine Art

von Regierung entstehen lassen, ohne an die Zeit zu gedenken, die da hat verfließen müssen, bevor die Menschen die Begriffe von Ansehn und Regierung erlanget haben. Endlich reden alle von Bedürfnissen, von Begeizen, von Unterdrückung, von Begierden und vom Stoltze; und versetzen Begriffe in den Stand der Natur, die sie in der Gesellschaft erlangt haben. Sie wollen von wilden Menschen reden, und mahlen den gesitteten ab. Ja den wenigsten von diesen Leuten ist es jemals in die Gedanken gekommen, zu zweifeln, ob es auch einen Stand der Natur gegeben hat, da es sich doch aus der heiligen Schrift deutlich genug ergiebt, daß der erste Mensch Erleuchtung und Gebothe unmittelbar von Gott empfangen hat, folglich in diesem Stande noch niemals gewesen ist; und wenn man den Büchern Mosis den Glauben geben will, den ihm ein jeder Weise schuldig ist: So müßte man behaupten, die Menschen haben sich sogar vor der Sündfluth niemals in einem blossen Stande der Natur befunden, wo sie nicht durch eine ausserordentliche Begebenheit wieder darein zurückgefallen sind. Eine seltene Meinung, die schwerlich vertheidiget und unmöglich bewiesen werden kann. Wir wollen also alles, was geschehen ist, bey Seite setzen. Es gehöret zu unserm Vorhaben nicht.

Man muß die Untersuchungen, die dazu nöthig sind, nicht, als historische Wahrheiten, sondern, wie es die Naturkündiger zu machen pflegen, wenn sie von dem Ursprunge der Welt handeln wollen, als bedingte und hypothetische Vernunftschlüsse betrachten, die mehr die Natur der Dinge beleuchten, als ihren wahren Ursprung zeigen. Die Religion befiehlt uns, zu glauben, daß die Menschen, die Gott selbst aus dem Stande der Natur gerissen hat, nur deswegen unter sich selbst ungleich wären, weil Gott gewollt hat, daß sie es seyn sollten; aber sie verbietet uns nicht, aus der blossen Natur des Menschen und der Wesen, die ihn umgeben, Muthmassungen herzuzunehmen,

wie es dem menschlichen Geschlecht ergangen seyn würde, wenn es sich selbst überlassen worden wäre.

Dieses ist die Frage, die mir vorgelegt wird, und die ich in dieser Abhandlung untersuchen will. Da der Gegenstand meiner Untersuchung das ganze menschliche Geschlecht angehet; so werde ich mich bemühen, eine Sprache zu reden, die sich für alle Nationen schicket, oder vielmehr, ich werde den Unterscheid der Zeiten und der Orte aus den Augen setzen und um an die Menschen zu gedenken, mit welchen ich rede, werde ich mir einbilden, ich befände mich in dem Lycæo zu Athen: ich wiederholete die Lectionen meiner Lehrmeister, und hätte Platone und Xenocrate zu Richtern, und das ganze menschliche Geschlecht zu Zuhörern!

Höre mich, o Mensch! aus welcher Weltgegend du immer seyst, und welche Meinung du auch hegest. Höre deine ganze Geschichte! Ich habe sie nicht in den Büchern deiner Brüder aufgesuchet, die alle lügen, nein, in der Natur selbst, die niemals trüget, habe ich sie gelesen; was ich von ihr haben werde, das wird wahr seyn; und sollte sich etwas unrichtiges in meinen Reden befinden; so werde ich es unvermerkt von dem Meinigen darunter gemengt haben. Ich werde von Zeiten reden, die sehr entfernt sind. Wie sehr hast du dich seit dem verändert. Ich werde um so zu sagen, das Leben deiner Art zu schildern, dich selbst nach den Eigenschaften beschreiben, die du erhalten hast, die durch deine Auferziehung und deine Gewohnheit haben verderbet, aber niemals gänzlich aufgerieben werden können. Ich weis, es giebt ein Alter, bey welchen ein jeder einzelner Mensch gern stehen bleiben möchte. Suche das Alter, bey welchem du wünschest, daß dein ganzes Geschlecht stehen geblieben wäre! Über deinen gegenwärtigen Zustand unzufrieden, aus solchen Ursachen unzufrieden, die deiner unglücklichen Nachkommenschaft eine weit grössere Unzufriedenheit prophezeyen, wirst du

I. Abschnitt

vielleicht gern zurück kehren wollen: und diese Gesinnung ist eine Lobrede auf deine Vorfahren, eine Kritik über deine Zeitgenossen, und ein Schrecken für diejenigen, die das Unglück haben werden, nach dir zu leben.

Erster Abschnitt.

So nöthig es auch immer seyn mag, den Menschen von seinem Ursprunge an zu betrachten, und gleichsam das Embrio seines Geschlechts in Erwegung zu ziehen, wenn man von seinem natürlichen Zustande richtig urtheilen will; so bin ich dennoch nicht willens, seine Organisation durch ihre allmähliche Entwicklung zu verfolgen. Ich werde mich nicht dabey aufhalten, in dem thierischen System aufzusuchen, was der Mensch Anfangs mag gewesen seyn, und daraus endlich zu errathen, was er ist. Ich werde nicht ausmachen ob seine verwilderten Nägel nicht, wie Aristoteles sagt, Anfangs krumme Klauen gewesen sind; ob seine Haut nicht dem Peltze eines Bären ähnlich war, und ob seine Augen nicht, da er noch auf vier Füßen gieng (III), beständig gegen die Erde gekehret, und durch den Horizont von einigen Schritten, in welchen sie eingeschränket waren, zugleich den Character und die Grentzen seiner Begriffe angezeigt haben. Hiervon könnte ich nichts, als ungewisse und fast eingebildete Vermuthungen vorbringen. Mit der Anatomie der Thiere ist man noch nicht so weit gekommen, und die Bemerkungen der Naturforscher sind noch allzu ungewiß, als daß man ein gründliches System darauf bauen könnte. Ich werde also alles, was uns eine übernatürliche Erkenntnis von diesem Puncte lehret, bey Seite setzen, ja ich werde mich um die Veränderungen nicht bekümmern, die in der innerlichen oder äusserlichen Beschaffenheit des Menschen vorgegangen seyn dürften, nachdem er seine Glieder zu verschiedenem Gebrauche geübt, und sich mit neuen Nah-

rungs-Mitteln zu ernähren, angefangen hat. Ich werde mir vorstellen, der Mensch sey von jeher so gebildet gewesen, wie ich ihn jetzt vor Augen sehe, er sey auf zween Füßen daher gegangen, habe sich seiner Hände, so wohl als wir, zu bedienen gewußt, die ganze Natur beschauet, und den weiten Himmelsraum mit seinen Augen gemessen.

Indem ich dergestalt, diesem Wesen alle übernatürlichen Gaben, die er hat erlangen können, so wohl als die durch die Kunst und wiederholte Uebungen erworbenen Geschicklichkeiten, nehme; indem ich es, mit einem Worte, so betrachte, wie es vermuthlich aus den Händen der Natur hervorgekommen ist: So sehe ich ein Thier vor mir, das von einigen Thieren an Stärke, von andern an Hurtigkeit übertroffen wird, alles durch einander gerechnet aber am vortheilhaftesten unter allen organisiret ist. Ich sehe ihn, wie er sich unter einer Eiche sättiget, aus der ersten Quelle seinen Durst stillet, und unter eben dem Baume sein Ruhebette findet, der ihm sein Mittagmahl gereicht hat. Hiermit sind alle seine Bedürfnisse befriediget.

Die Erde, die ihrer natürlichen Fruchtbarkeit überlassen, (IV) und von unermesslichen Wäldern bedeckt ist, die noch kein Beil verstümmelt hat, biethet den Thieren von allerley Art, auf jedem Schritte Behälter und Schutzlöcher an. Die Menschen, die zwischen ihnen zerstreuet leben, beobachten ihren Fleiß, ahmen ihn nach, und erheben sich dergestalt bis zu dem Instinkt der Thiere. Ja sie haben noch einen Vortheil voraus; denn statt daß eine jede Art von Thieren nur einen ihr eigenen Instinct besitzt; so eignet der Mensch, dem vorzüglich kein besonderer zu Theil worden ist, sich alle zu, nähret sich ohne Unterscheid von den meisten Arten der verschiedenen Nahrungsmittel, (V) darinn sich die Thiere gleichsam getheilet haben, und findet daher sein Auskommen weit leichter, als sie alle.

Indem die Menschen sich nun von Jugend an gewöhnen, die unmäßigen Witterungen und strengen Jahreszeiten zu vertra-

gen; indem sie sich zur Arbeit abhärten, und gezwungen sind, nackt und ohne Waffen ihr Leben und ihren Raub wider die andern wilden Thiere zu beschützen, oder davon zu laufen; so verschaffen sie sich selbst ein festes und fast unveränderliches Temperament. Die Kinder, die von ihren Vätern eine vortrefliche Leibesbeschaffenheit mit auf die Welt bringen, und sie durch eben die Uebungen noch fester machen, erwerben sich dergestalt alle Stärke, dazu das menschliche Geschlecht aufgelegt ist. Die Natur gehet mit ihnen um, wie ein gewisses Gesetz zu Sparta mit den Kindern umgegangen ist: die von guter Leibesbeschaffenheit waren, machte sie stärker und fester, und die übrigen ließ sie umkommen, statt daß jetzt das gesellschaftliche Leben, die Kinder, die in einem Staate ihren Vätern zur Last werden, ohne unterscheid vor der Geburt tödtet.

Da der Körper das einzige Werkzeug ist, das der wilde Mensch kennet; so gebrauchet er ihn zu verschiedenen Dingen, dazu die unsrigen aus Mangel der Uebung nicht aufgelegt sind. Unser Fleiß benimmt uns die Kraft und Behändigkeit, die wir, wenn uns die Nothwendigkeit dazu antreibt, erlangen können. Hätte der Mensch mit der Faust so starke Zweige zerbrochen: wenn er ein Beil gehabt hätte? Wenn er eine Schleuder gehabt hätte, würde er sich wohl so sehr angestrenget haben, einen Stein mit der Hand zu werfen? Würde er so leicht auf einen Baum haben klettern können, wenn er eine Leiter gehabt hätte? Würde er so hurtig auf seinen Beinen seyn, wenn er ein Pferd gehabt hätte? Lasset den gesitteten Menschen die Zeit, alle seine Maschinen um sich zu versammeln; so wird er den Wilden, ohne Zweifel, leichtlich überwinden; will man aber einen Kampf sehen, da auf einer Seite noch mehr Vortheil ist; so stelle man sie nackt und entwafnet gegen einander. Man wird bald erkennen, wie groß der Vorzug sey, wenn man alle seine Kräfte beständig in Bereitschaft hat, wenn man zu allen gefaßt ist, und sich, so zu sagen, beständig bey sich führet. (VI)

Hobbes behauptet, der Mensch sey von Natur erschrocken, und suche nichts, als Angreifen und Streiten. Ein erleuchteter Weltweiser glaubet das Gegentheil, und Cumberland und Puffendorf versichern es ebenfalls, daß nichts so furchtsam sey, als der Mensch im Stande der Natur; daß er beständig zittere, und im Begriff sey, auf den mindesten Lärm, den er höret, auf die mindeste Bewegung, die er wahrnimt, davon zu laufen. Dieses könnte wahr seyn, so lange er die Gegenstände noch nicht kennet. Wenn sich ein neues Schauspiel zeigt; so muß er ganz gewiß erschrecken, so lange er das physische Gut und Uebel, das ihm daraus entstehen mag, nicht unterscheiden, und seine Kräfte mit der Gefahr nicht vergleichen kann, die er zu befürchten hat. Im Stande der Natur muß dieses sich selten eräugen, weil in demselben alles auf einerley Art fortgehet, ohne von den plötzlichen und anhaltenden Veränderungen unterbrochen zu werden, die aus den Leidenschaften und aus der Unbeständigkeit der vereinigten Völker, zu entspringen pflegen. Der wilde Mensch, der beständig unter den Thieren lebet, kann sich bey Zeiten mit denselben messen, und die Vergleichung anstellen. So bald er nun befindet, daß sein Vorzug an Geschicklichkeit grösser sey, als der ihrige an Macht; so höret er auf, sie zu fürchten. Lasset einen Bären oder einen Wolf mit einem Wilden in das Handgemenge kommen, der stark, hurtig, und wie sie alle sind, tapfer ist, und zugleich mit Steinen und mit einem Stecken bewafnet. Man wird die Gefahr wenigstens auf beiden Seiten gleich finden, und die Thiere, die sich untereinander nicht gern anfallen, werden eben so gern von dem Menschen ablassen, indem sie durch einige Versuche werden inne geworden seyn, daß er eben so wild sey, als sie. In Ansehung derjenigen Thiere, die wirklich mehr Macht besitzen, als er Geschicklichkeit; wird es sich mit ihm, wie mit vielen andern Arten, verhalten, die weit schwächer sind, und dennoch bleiben können. Der Mensch hat noch einen Vortheil mehr: denn indem er eben so geschickt zum

laufen ist, als sie, und sich fast immer auf den Bäumen retten kann; so hat er beständig das Thun und Lassen in dem Kampfe, und er kann nach seinem Gutbefinden entweder streiten, oder davon laufen. Zu dem scheint es nicht, daß irgend ein Thier von Natur mit dem Menschen Krieg zu führen, geneigt wäre, wenn es nicht sich selbst zu vertheidigen hat, oder durch einen ausserordentlichen Hunger dazu getrieben wird; kein Thier hingegen bezeigt wider das menschliche Geschlecht eine so heftige Antipathie, daraus man gemeinlich erkennet, daß eine Art von der Natur der andern zur Nahrung bestimmt sey.

Der Mensch hat aber schrecklichere Feinde zu fürchten, für welchen er sich nicht so leicht vertheidigen kann. Ich meine die natürlichen Schwachheiten, die Kindheit, das Alter und die Kranckheiten, mit welchen eine jede Art behaft ist. Traurige Merkmahle unsrer Schwachheit! Deren beyde erstere, allen Thieren zukommen, letzteres aber hauptsächlich dem Menschen, der in der Gesellschaft lebet, zu Theile worden ist. In Ansehung der Kindheit, finde ich so gar, daß es der menschlichen Mutter leichter falle, ihr Kind zu ernähren, als den Weibchen der meisten Thiere. Jene trägt ihr Kind allenthalben mit sich herum: Diese aber sind genöthiget, mit vieler Beschwerlichkeit hin und her zu gehen, bald dahin, ihr Futter zu suchen, bald dorthin, ihre Jungen zu säugen. Es ist wahr, stirbt die Mutter: so stehet das Kind in der größten Gefahr, mit zu vergehen. Allein hundert andere Arten, deren Junge sich nicht sogleich ihre Nahrung suchen können, stehen in eben der Gefahr. Unsere Kindheit dauert länger, dagegen leben wir auch länger, und also kömmt von dieser Seite alles fast auf eines hinaus (VII). Ich übergehe noch andere Regeln, die für die Dauer der Kindheit, und für die Anzahl der Jungen (VIII) festgesetzt worden sind; und die nicht zu meiner Absicht gehören. Bey den Alten nimmt der Hunger, mit dem Vermögen sich Nahrung zu verschaffen, ab, weil sie wenig arbeiten und wenig aus-

dünsten. Und da die Menschen den Schwachheiten, die vom Alter herrühren, am wenigsten abhelfen können; so befänden sie sich besser bey einem wilden Leben, weil sie dieses von der Gicht und den heftigen Flüssen befreyet; Sie verlöschen, ohne daß man etwas veränderliches an ihnen wahrnimmt, und kaum daß sie es selbst vermerken.

Was die Krankheiten betrifft, so werde ich die eiteln und falschen Klagen nicht wiederholen, in welche die meisten Leute, die sich wohl befinden, wider die Arzeneygelahrheit ausbrechen. Allein ich frage nur dieses; haben wir eine sichere Erfahrung, daraus man schliessen könnte, daß das mittlere menschliche Leben in einem Lande, wo diese Kunst am wenigsten geachtet wird, kürzer sey, als in einem andern, wo man ihr mit dem größten Fleisse obliegt. Jedoch wie kann dieses seyn, da sich die Menschen mehr Krankheiten zuziehen, als die Artzeney-Wissenschaft Hülfsmittel darbietet? Die gewaltige Ungleichheit in der Lebensart, der überschwängliche Müßiggang bey diesen, die überschwängliche Arbeit bey jenen, die wenige Schwierigkeit, die es hat, unsere Empfindlichkeit und unsere Begierden zu reitzen, und ihnen nachzuhängen, die allzugesüßelten Speisen der Reichen, die sich mit erhitzenden Säften ernähren, und ihre Magen mit Unverdaulichkeit beschwehren, die schlechte Kost der Armen, daran es ihnen doch öfters fehlet, und dadurch sie verleitet werden, sich, wenn sie es haben können, damit zu überladen, das Wachen, die Ausschweifungen von allerley Art, das aufgebrauchte Gemüth, in einer unmäßigen Leidenschaft, die schwehre Arbeit, und die Erschöpfung der Seelenkräfte, das Ungemach, und die unzähligen Verdrießlichkeiten, die man in allen Ständen erdulden muß; diese alle sollen mir die traurige Gewähr leisten, daß wir die meisten Uebel, die uns zustossen, selbst über uns gerufen haben, und daß wir sie hätten vermindern können, wenn wir so ungekünstelt, so einfach, und so in der Stille hätten leben wollen, wie es uns die Natur

vorgeschrieben hat. Hat sie uns wirklich bestimmt, gesund zu seyn; so scheue ich mich nicht, zu behaupten, daß das Nachdenken ein widernatürlicher Zustand, und ein Mensch der sich in Betrachtungen vertieft, ein aus der Art geschlagenes Thier sey. Bedenket man die gute Liebesbeschaffenheit der Wilden, die wir noch nicht durch unsere starken Getränke verderbet haben; Erweget man, daß sie fast von keiner andern Krankheit wissen, als von Wunden und Alter; so wird man geneigt, zu glauben, daß in der Geschichte der gesitteten Gesellschaften, zugleich die Geschichte der menschlichen Krankheiten liegen müßte. Wenigstens war Plato dieser Meinung. Er behauptete, daß gewisse Artzeneymittel, die vom *Podalyr* und *Macaon* bey der Belagerung von Troia gebraucht, oder gebilliget worden sind, verschiedene Krankheiten unter die Menschen gebracht haben müßten, davon man vorher nichts gewußt hat.

Indem sich also bey dem Menschen, so lange er im Stande der Natur lebt, wenig Quellen zu Krankheiten finden; so muß er leichtlich die meisten Artzeneymittel, und leichter noch die Aertzte entbehren können. Es stehet auch in diesem Stücke nicht schlechter um das menschliche Geschlecht, als um alle andern Thiere: Und man kann es leicht von Jägern erfahren, ob sie auf der Jagd viel kränkliche Thiere antreffen. Man findet wohl welche, an deren Narben man erkennet, daß sie stark verwundet gewesen sind, die sich öfters gewisse Beine, ja ganze Glieder zerbrochen hätten, und alle diese Schaden hat ihnen kein anderer Wundarzt, als die Zeit geheilet, und sie haben keine andere Diät geführt, als ihre gewöhnliche Lebensart. Dennoch sind sie eben so vollkommen hergestellt, als wenn sie von Wundärzten geschnitten, mit Apothekerzeug gemartert, und durch Fasten entkräftet worden wären. Kurtz, die Artzeneywissenschaft mag, wenn man sie recht zu handhaben weis, unter uns noch so viel Nutzen stiften; so bleibet es doch immer gewiß; daß ein kranker Wilde, der sich selbst überlas-

sen wird, zwar von niemanden andern, als von der Natur, Hülfe zu gewarten, aber dagegen auch nichts anders, als seine Krankheit zu befürchten habe: und blos deswegen können seine Umstände den unsrigen vorzuziehen seyn.

Man hüte sich also, den wilden Menschen mit denjenigen zu verwechseln, die wir vor Augen haben. Die Natur gehet mit allen Thieren, die ihrer Vorsorge überlassen sind, mit solcher vorzüglichen Liebe um, daraus zu sehen ist, wie eifrig sie auf ihre Rechte halte. Das Pferd, die Katze, der Ochse, und der Esel selbst, haben in den Wäldern eine ansehnlichere Gestalt, eine festere Liebesbeschaffenheit, mehr Härte, mehr Kraft, und mehr Muth, als in unsern Häusern. Wenn sie zahm werden, so verlieren sie die Hälfte von ihren Vorzügen, und es scheint, als wenn alle unsere Sorge, diese Thiere wohl zu halten, und zu ernähren, sie nur desto mehr entkräftete. Es gehet dem Menschen nicht besser; So wie er gesellig und slavisch wird, so wird er schwach, feige, und kriechend, und seine weichliche und verzärtelte Lebensart entnervet endlich völlig seinen Muth und seine Stärke. Noch mehr, wenn der Zustand der Wildheit mit dem Zustande des gesitteten Lebens verglichen wird: so muß der Unterscheid zwischen Mensch, und Mensch, noch grösser seyn, als der Unterscheid zwischen Thier und Thier. Denn da die Natur mit Menschen und Thieren auf einerley Art verfahren ist; so müssen alle Bequemlichkeiten, mit welchen der Mensch sich selbst sorgfältiger versiehet, als die Thiere, die er aufziehet, eben so viel Ursachen seyn, dadurch er sich weit mehr verderbet.

Es war also kein sonderliches Unglück für die ersten Menschen, ja, noch viel weniger ein so grosses Hinderniß zu ihrer Selbsterhaltung, daß sie nackt gehen, an Wohnungen, und an allen diesen entbehrlichen Kleinigkeiten Mangel leiden mußten, die wir für so nöthig halten. Sie hatten keine pelzigte

Haut; Allein in den warmen Weltgegenden brauchten sie keine, und in den kältern wüßten sie sich bald der Häute derjenigen Thiere zu bedienen, die sie überwunden hatten. Sie waren nur mit zween Füßen versehen, allein sie hatten Hände, sich zu beschützen und ihre Bedürfnisse zu versorgen. Ihre Kinder fingen spät und mit grosser Mühe an, gehen zu lernen, allein die Mütter konten sie leichtlich allenthalben herumtragen. Ein Vorzug, den sie vor allen andern Arten voraus haben. Denn wenn die Mütter von diesen letztern verfolgt werden, so müssen sie entweder ihre Jungen verlassen, oder eben so langsam gehen, wie sie. Kurz, wenn man nicht einen Zusammenfluß von seltenen und bloß zufälligen Umständen voraussetzen will, davon ich weiter unten reden werde, und der sich vielleicht niemahls eräugnet hat, so ist es in allen Fällen gewiß, daß sich der Erste, der sich ein Kleid oder eine Wohnung verschaffet hat, mit sehr entbehrlichen Dingen versehen habe. Denn hat er sie bis dahin entübrigen können; so siehet man nicht warum er als ein Mann, nicht eben die Lebensart sollte haben ertragen können, an welche er von Kindheit an gewöhnet war.

Der wilde Mensch, der einsam, müßig, und niemals von der Gefahr weit entfernt ist, muß gern schlafen, und der Schlaf muß ihn so leicht überraschen, als die Thiere, die wenig denken, und so zu sagen während der Zeit, da sie nicht denken, immer schlafen. Da die Erhaltung seiner selbst fast alle seine Sorgen ausmachet; so müssen sich diejenigen Fähigkeiten bey ihm am meisten entwickeln, die sich hauptsächlich mit dem Angriffe und der Vertheidigung beschäftigen. Das heißt, dadurch er entweder einen Raub unter sich bringet, oder sich selbst beschirmt, daß er nicht der Raub eines andern werde. Diejenigen Gliedmassen hingegen, welche nur durch Weichlichkeit und Verzärtelung vollkommener werden können, müssen bey ihm ungeschliffen bleiben, und von keiner zärtlichen Empfindlichkeit angestecket seyn. Seine Sinne werden

also hierinn getheilt seyn; sein Gefühl und sein Geschmack ausserordentlich rauh; Gesicht, Gehör und Geruch aber sehr fein seyn. So ist es mit allen Thieren überhaupt, und, nach dem Berichte der Reisenden, auch mit den meisten wilden Völkern beschaffen. Man muß sich also nicht verwundern, daß die Hottentotten auf dem Vorgebürge der guten Hofnung, die ankommenden Schiffe, mit blossen Augen, von eben so fern entdecken, als die Holländer mit ihren Sehröhren; daß die wilden Amerikaner so gut, als die besten Hunde, die Spanier auf ihren Fußtapfen spühren können; noch, daß alle diese barbarischen Völker ihre Naktheit so leicht ertragen, ihren Geschmack durch viel herbe Kräuter schärfen, und die stärksten europäischen Getränke, wie Wasser, trinken können.

Bisher habe ich nur den physischen Menschen in Erwegung gezogen. Nunmehr wollen wir ihn von der metaphysischen und moralischen Seite betrachten.

Ich sehe in einem jeden Thiere nichts, als eine künstliche Maschine, welche die Natur mit Sinnen begabet hat, damit sie sich selbst aufziehen, und gewissermassen für alles bewahren können, was sie zu verderben, oder in Unordnung zu bringen, drohet. In der menschlichen Maschine werde ich eben dasselbe gewahr. Der Unterscheid ist nur dieser. Bey den Verrichtungen der Thiere muß die Natur alles wirken, statt daß der Mensch, als ein freyhandelndes Wesen zu den seinigen vieles beyträgt. Jene wählen und verwerfen aus einem blossen Instincte, dieser aus Freyheit. Daher kann das Thier von der Regel, die ihm vorgeschrieben worden ist, und sollte es ihm auch nützlich seyn, niemals abweichen: der Mensch hingegen weicht öfters zu seinem Nachtheile davon ab. So kann eine Taube, bey einer Schüssel voll Fleisch, und eine Katze bey einer Menge Früchte oder Getraide Hungers sterben, ob sie sich gleich beyde von der Kost ernähren könnten, die sie stehen lassen, wenn sie es nur wagen wollten, sie zu versuchen. So können unordentliche Menschen sich den Ausschweifungen überlassen, und dadurch

ein Fieber, oder gar den Tod zuziehen. Denn der Verstand verderbet die Sinnen, und der Wille redet noch, wenn die Natur schon schweiget.

Ein jedes Thier hat Begriffe, denn ein jedes Thier hat Sinne. Ja es kann noch gewissermassen einige Begriffe mit einander verknüpfen, und der Unterscheid zwischen Thiere und Menschen, bestehet blos in dem *mehr* und *weniger*. Einige Weltweisen haben behauptet, der Unterscheid zwischen einem Menschen und dem andern sey manchemahl grösser, als der Unterscheid zwischen gewissen Menschen, und gewissen Thieren. Dasjenige also, wovon sich Menschen von Thieren unterscheiden, muß mehr in der Freyheit zu handeln, als in dem Verstande liegen. Die Natur befiehet einem jeden Thiere, und das Vieh gehorchet. Der Mensch bekömmt eben denselben Eindruck, aber der spühret, daß es bey ihm steht, dem Eindrucke zu folgen, oder zu widerstehen. In dem Bewußtseyn dieser Freyheit zeigt die Seele meistens die Eigenschaften eines Geistes; denn die Physik reicht einigermassen zu, den mechanischen Bau der Sinne, und die Entstehung der Begriffe zu erklären; aber das Vermögen zu wollen, oder vielmehr zu wählen, und das Bewußtseyn von diesem Vermögen sind blos Handlungen eines Geistes, die sich durch keine mechanischen Gesetze begreifen lassen.

Wenn man auch wider diesen Unterscheid zwischen Menschen und Thieren noch Schwierigkeiten machen könnte; so gibt es dennoch eine besondere Eigenschaft, dadurch sich diese Arten unterscheiden, und die ausser allem Streit ist; Ich meine, das Vermögen sich vollkommener zu machen. Ein Vermögen, das, wenn ihm die Umstände zu Hülfe kommen, alle übrigen Fähigkeiten nach und nach entwickelt, und so wohl bey unsrer Art im Ganzen, als bey einem jeden ins besondere, anzutreffen ist. Das Thier hingegen wird in seinem Leben nichts anders, als was es in etlichen Monathen geworden ist, und die gantze Art bleibet nach tausend Jahren in eben dem Zustande, darinn sie

das erste Jahr waren. Wie kömmt es, daß der Mensch allein so vielen Schwachheiten unterworfen ist? Kömmt es nicht daher, weil der Mensch wieder in seinen vorigen Stand zurückkehret, und durch das Alter, oder durch andere Zufälle, alles wiederum verlieren kann, was er durch sein Vermögen, sich vollkommener zu machen, erlanget hat? Wenn dieses geschieht; so muß er noch tiefer fallen, als das Vieh; denn da dieses nichts erlanget, so kann es auch nichts verlieren, und es bleibt immer bey seinem Instincte. Es wäre nicht gut, wenn wir gestehen müßten, diese vorzügliche und fast unumschränkte Fähigkeit des Menschen sey die Quelle seiner Trübsale; daß sie ihn durch die Länge der Zeit aus dem ursprünglichen Zustande reisse, darinn seine Tage ruhig und unschuldig hätten dahin fließen können, daß sie ihn endlich zum Tyrannen seiner selbst, und der Natur gemacht hat, indem sie mit jedem Jahrhunderte neuere Einsichten, und neuere Irrthümer, seine Tugenden und seine Laster an das Licht bringt (IX). Das wäre entsetzlich, wenn wir es eine Wohlthat nennen müßten, daß jemand die Einwohner auf den Ufern des *Orenocks* gelehret hat, an die Schläfe ihrer Kinder Bretter zu befestigen, weil er ihnen doch wenigstens einen Theil ihrer Dummheit und ursprünglichen Glückseligkeit erhalten hat.

Der wilde Mensch also, der von Natur bloß mit einem Instincte, oder wenn ihm dieses mangelt, mit andern Fähigkeiten begabt ist, die die Stelle des Instincts vertreten, und den Menschen weit über ihn hinaus setzen kann, wird anfänglich nichts, als thierische Verrichtungen haben (X). Wahrnehmen und fühlen wird seinen ersten Zustand, so wie das Leben der Thiere ausmachen. Wollen, und nicht wollen, begehren und fürchten, werden die ersten und fast die einzigen Bewegungen seiner Seele seyn, bis neue Umstände auch neue Fähigkeiten darinn entwickeln werden.

Die Sittenlehrer mögen sagen, was sie wollen, der Verstand hat den Leidenschaften vieles zu verdanken, so wie von diesen

ein jeder gestehet, daß sie dem Verstande vieles schuldig sind. Unsere Vernunft wird durch die Wirksamkeit der Leidenschaften vollkommener gemacht. Wir suchen Einsicht, weil wir geniessen wollen. Unmöglich kann man sich vorstellen, daß sich einer die Mühe geben sollte, zu denken, der weder von Furcht, noch von Begierden dazu angetrieben würde. Die Leidenschaften hingegen entstehen aus unsern Bedürfnissen, und werden durch unsere Einsichten vermehret. Denn es verlangt uns nach etwas, oder wir fürchten es nicht anders, als entweder nach den Begriffen, die wir davon haben, oder durch einen blossen Antrieb der Natur. Der wilde Mensch, dem es an Einsichten mangelt, kann nur den Leidenschaften von der letztern Art unterworfen seyn. Seine Begierden gehen nicht weiter, als seine physischen Bedürfnisse (XI). Nahrung, Frau, und Schlaf sind alle Güter, die er in der Welt kennet, und alle Uebel, die er fürchtet, Schmerz und Hunger. Ich sage Schmerz, und nicht Tod; Denn ein Thier wird nimmermehr wissen, was Sterben sey. Die Kenntniß des Todes und der Schreknisse, die ihn begleiten, gehören mit zu denjenigen Dingen, die der Mensch erst alsdenn erlanget, nachdem er sich von seinem thierischen Stande entfernt hat.

Wenn es nöthig wäre; so könnte ich diese Wahrheit durch die Erfahrung unterstützen, und beweisen, daß der Verstand bey allen Völkern der Erde nach Maaßgebung ihrer Bedürfnisse zugenommen hat, der Bedürfnisse, die sie entweder von der Natur oder durch andere Umstände erlanget haben. Folglich, daß sich der Verstand nach den Leidenschaften gerichtet hat, welche die Menschen angetrieben, ihre Bedürfnisse zu versorgen. Ich könnte zeigen, wie die Künste in Egypten entstanden sind, und sich mit den Ueberschwemmungen des Nils ausgebreitet haben. Ich könnte sie in ihrem Fortgange bey den Griechen verfolgen, wo sie in dem sandigten Boden von Athen Wurtzel gefaßt, gewachsen, und sich bis an den Himmel erhoben haben, ohne an den fruchtbaren Ufern der Euphrates fort-

kommen zu wollen. Ich könnte anführen, daß die nordischen Völker überhaupt fleißiger wären, als die mittäglichen, weil sie den Fleiß weniger entbehren können. Als wenn die Natur alle Dinge hätte gleich machen wollen, und daher sie den Verstand fruchtbar seyn lassen, wo es die Erde nicht ist. Jedoch, alle ungewissen Zeugnisse der Geschichte bey Seite gesetzt, scheint der wilde Mensch nicht auf allerley Art und Weise von der Versuchung und von den Mittel abgehalten zu werden, sich aus seiner Wildheit zu reissen? Seine Einbildungskraft biethet ihm keine Bilder dar, sein Hertz fordert nichts. Seinen mäßigen Bedürfnissen kann er leicht genug thun; und er ist von allen Einsichten, ohne welche man niemals nach grössern Bedürfnissen strebet, so weit entfernt, daß er weder etwas vorhersehen, noch neugierig seyn kann. Er wird den Schauplatz der Natur so lange gewohnt, bis er ihn mit gleichgültigen Augen ansehen muß. Immer einerley Ordnung, immer einerley Dinge, die weggehen und wiederkommen. Er hat den Verstand nicht, über die größten Wunder zu erstaunen; und bey ihm muß man die Weltweisheit gewiß nicht suchen, die der Mensch haben muß, wenn er das, was er täglich siehet, einmahl recht beobachten soll. Seine Seele, die von nichts bewegt wird, überläßt sich der blossen Empfindung ihres gegenwärtigen Daseyns, ohne den mindesten Begriff von dem Zukünftigen zu haben, es mag noch so nahe bevorstehen. Seine Anschläge, die eben so uneingeschränkt sind, als seine Absichten, erstrecken sich kaum bis an das Ende eines einzigen Tages. Nicht weiter erstrecket sich noch heutiges Tages die Vorsichtigkeit des Caryben. Des Morgens verkauft er sein baumwollenes Bette, und am Abend kömmt er mit Thränen, es wieder abzukaufen, weil er nicht vorher bedacht hat, daß er es den nächsten Abend brauchen werde.

Je mehr man hierüber nachdenket, desto weiter scheinen uns die allereinfachsten Erkenntnisse von den blossen Sinnlichkeiten entfernt zu seyn. Man kann es unmöglich begrei-

fen, wie der Mensch blos durch seine eigenen Kräfte, ohne von der Einsicht eines andern geleitet, oder von dem Stachel der Nothwendigkeit fortgetrieben zu werden, einen so grossen Zwischenraum habe zurücklegen können. Wie viele Jahrhunderte sind vielleicht verstrichen, ehe der Mensch ein anderes Feuer zu sehen bekommen hat, als das am Himmel leuchtet? Auf wie viel Dinge haben sie durch den blossen Zufall gerathen müssen, ehe sie auf den allergemeinsten Nutzen gekommen sind, den dieses Element gewähren kann? wie oft werden sie es haben ausgehen lassen, ehe sie die Kunst gekennet, es wieder anzuzünden? Und wie oft werden nicht dergleichen Geheimnisse mit ihrem Erfinder zugleich gestorben seyn? Was soll ich erst von dem Ackerbaue sagen? diese Kunst erfordert so viel Arbeit und Vorsorge für die Zukunft, hängt auch so sehr von andern Künsten ab, daß sie nirgend anders, als in einer wenigstens angehenden Gesellschaft, auszuüben stehet. Sie dienet auch überdem, nicht so wohl unsere Nahrung aus der Erde zu locken, weil die Erde solche niemahls versaget hat; sondern ihre Absicht ist größtentheils, die Erde zu solchen Hervorbringungen zu zwingen, die mehr nach unserm Geschmacke sind. Jedoch, gesetzt die Menschen hätten sich so sehr vermehret, daß die natürlichen Gewächse nicht hinlänglich wären, sie zu ernähren: (Im vorbegehen will ich nur bemerken, daß diese Voraussetzung dem damahligen Zustande des Menschen einen grossen Vorzug gibt.) Gesetzt, die Gefässe, die zum Ackerbaue nöthig sind, wären ohne schmieden und andere Werkstätte vom Himmel in die Hände der Wilden gefallen, sie hätten endlich allen Haß den sie für eine jede anhaltende Arbeit haben mußten, auf einmahl abgelegt, und ihre Bedürfnisse auf so weit hinaus zu besorgen gelernt; Gesetzt sie hätten es errathen, wie man die Erde beeifern, den Saamen ausstreuen und die Bäume pflanzen müsse, sie hätten die Kunst gefunden, das Korn zu mahlen und die Trauben gähren zu lassen; lauter Dinge, die sie warlich nicht haben von sich

selbst lernen können, wenn sie nicht irgend von den Göttern darinn sind unterrichtet worden; wer wird aber bey allem diesen so wahnwitzig seyn, sich mit dem Anbaue eines Landes abzugeben, das Vieh oder Mensch, der erste der beste, dem die Erndte davon gelüsten wird, plündern kann? Wie kann sich jemand entschliessen, seine Zeit mit einer so beschwehrlichen Arbeit zuzubringen, da er die Früchte davon, je nothwendiger sie ihm sind, desto weniger geniessen wird? Kurtz, wie kann es den Menschen in den Sinn kommen, die Erde anzubauen, so lange sie solche noch nicht unter sich getheilet, das heißt, so lange sie den Stand der Natur noch nicht aufgehoben haben?

Wenn wir auch annehmen wollten, daß ein Wilder in der Kunst zu denken so geschickt seyn könnte, wie sich unsere Weltweisen von ihm vorstellen, wenn wir ihn auch zu einem Weltweisen machen wollten, der allein die erhabensten Wahrheiten erfunden, und durch eine Reihe von abgezogenen Schlüssen, aus der Liebe zur allgemeinen Ordnung, oder aus einem geoffenbarten göttlichen Willen, auf gewisse Maximen der Gerechtigkeit und der Billigkeit gekommen wäre; kurtz, wenn wir in seiner Seele so viel Verständigkeit und Einsicht voraus setzen, als er wirklich Dummheit und Unverstand besessen hat; Was würde das ganze menschliche Geschlecht für Nutzen von seiner Metaphysik haben, die sich nicht unter ihm ausbreiten könnte, und die nothwendig mit ihrem eigenen Erfinder vergehen mußte? Wie weit kann es das menschliche Geschlecht darinn bringen, wenn es in den Wäldern zwischen den Thieren zerstreuet ist! Oder wie wenig können sich die Menschen unter einander vollkommener machen und erleuchten, wenn sie weder eine beständige Wohnstatt haben, noch einer des andern je bedürfen, wenn sie sich vielleicht kaum zweemahl in ihrem Leben antreffen, ohne sich einander zu kennen, und ohne mit einander zu sprechen?

Man bedenke, wie viel Begriffe wir erst durch den Gebrauch der Rede erlangt, und wie sehr die Sprachkunst unsern

Verstand geübet, und seine Wirkungen erleichtert haben? Man überlege, wie viele unbeschreibliche Mühe, und wie viel Zeit die erste Erfindung der Sprache gekostet haben muß? Endlich gedenke man wiederum an unsere vorigen Betrachtungen zurück, so wird man leicht erkennen, daß viele tausend Jahrhunderte haben vorbegehen müssen, ehe die Menschen die Wirkungen, dazu ihre Seele aufgelegt war, allmählig entwickeln konnten.

Man erlaube mir hier einen Augenblick die Schwierigkeiten in Erwegung zu ziehen, die wir bey dem Ursprunge der Sprachen antreffen. Vielleicht wäre es genug, wenn ich die Untersuchungen, die der Abt von Condillac über diese Materie angestellt hat, anführen oder ausschreiben wollte, weil sie meine Meinung vollkommen bestätigen, und mich selbst vielleicht zuerst auf diese Gedanken gebracht haben. Allein die Art und Weise, wie dieser Weltweise die Schwierigkeiten auflöst, die er sich über den Ursprung der angenommenen Zeichen selber machet, bezeuget, das er das vorausgesetzt hat, was ich hier erst ausmachen will; ich meine, er hat eine Art von Gesellschaft angenommen, die bereits unter den Erfindern der Sprache gestiftet gewesen ist. Ich werde also meine Gedanken zu dem seinigen hinzuthun müssen, um die Schwierigkeiten in einem Lichte zu zeigen, das sich für mein Vorhaben schicket. Die erste Schwierigkeit, die sich anbietet, lieget in der Erklärung, wie die Zeichen haben nothwendig werden können; denn da die Menschen keine Gemeinschaft mit einander hatten, und auch gar keine Gemeinschaft unter ihnen nöthig gewesen ist: So begreift man nicht, welche Nothwendigkeit sie zu einer solchen Erfindung gedrungen hat, oder wie eine Erfindung gar möglich war, die sie so leicht haben entbehren können? Ich könnte mich leicht, wie viele andere gethan haben, bescheiden und annehmen, die Sprachen wären in den Umgange einer Familie von Vätern, Müttern und Kindern entstanden; allein damit werde ich wider die angeführten Ein-

würffe nichts ausrichten, und ich hätte noch dazu den Fehler begangen, in welchen viele andere, die von dem Stande der Natur haben handeln wollen, verfallen sind. Sie brachten die Begriffe mit sich in die Natur, die sie in der menschlichen Gesellschaft erlanget hatten; sie glaubten allenthalben Familien anzutreffen, die in einer Versammlung mit einander wohnen, und deren Glieder in einer so freundschaftlichen und dauerhaften Eintracht leben, wie wir jetzt thun, da wir durch so mannichfache Intressen vereinigt sind. Allein es verhält sich mit diesen uhralten Zustände des Menschen gantz anders. Da man weder Hauß noch Hütte, noch eine andere Art von Eigenthum hatte, so wohnte ein jeder wo er hinkam, und öfters nur auf eine Nacht. Die Weiber und Männer vermischeten sich, nach dem sie sich begegneten, nachdem sie Gelegenheit und Lust dazu hatten, und es ist ihnen eben keine Sprache nöthig gewesen, sich, was sie sich zu sagen hatten, einander zu verstehen zu geben; Sie giengen eben so leicht wieder auseinander (XII). Anfangs säugete die Mutter ihre Kinder um ihrer selbst willen, weil sie sich der Milch entledigen wollte; endlich wurden ihnen die Kinder durch den Umgang lieb, und alsdenn that sie es der Kinder halber; so bald sie Kräfte genung hatten ihre Nahrung zu suchen, verliessen sie die Mutter von selbst. Ja sie dürften sich in ihrem Leben nicht wieder erkannt haben, weil man sich gar nicht aus den Augen lassen mußte, wenn man sich einander wieder finden wollte. Man bedenke auch, daß der größte Theil von der Erfindung der Sprache eigentlich von den Kindern herrühren mußte, weil diese alle ihre Nothdurft auszudrucken, und folglich der Mutter mehr, als sie ihnen, zu sagen haben mußten. Dadurch würde die Sprache so vielfältig geworden seyn, als einzelne Geschöpfe gewesen sind, die sie zu reden hatten. Zu dem würde das herrumirrende Leben keiner Mundart die Zeit gelassen haben, sich fest zu setzen. Denn wollte man sagen, die Mütter könnten ihre Kinder die Worte lehren, die sie nöthig hatten, eines oder das andere

zu fordern; so würde man dadurch zeigen, wie jemand in einer bereits eingeführten Sprache unterrichtet, aber nicht wie die Sprachen selbst eingeführet werden könnten.

Wir wollen endlich setzen, man habe diese Schwierigkeiten überwunden; wir wollen den Raum auf einen Augenblick zurück legen, welchen die Nothwendigkeit der Sprache vor dem Stande der Natur entfernt seyn muß, und nachdem wir sie für nothwendig erkennen (XIII), lasset uns untersuchen, wie sie haben eingeführt werden können. Eine neue Schwierigkeit, die noch grösser ist wie die vorige. Denn haben die Menschen eine Sprache nöthig gehabt, um denken zu lernen; so wird es um so viel mehr vonnöthen gewesen seyn, denken zu können, um eine Sprache zu erfinden; und wenn man auch wirklich verstünde, wie die Töne willkührlich bestimmt worden sind, gewisse Begriffe auszudrücken; so ist immer noch die Frage, wie hat man sich diese Art von Bestimmung bekannt machen, wie hat man diese Art von Abrede, in Ansehung derjenigen Begriffe, nehmen können, die sich auf keine sinnlichen Gegenstände beziehen, und folglich weder durch Bewegungen, noch durch die Stimme haben angezeigt werden können? Solcher gestalt hat man kaum erträgliche Muthmassungen von der Art und Weise, wie die Kunst entstanden ist, die Gedanken einem andern mitzuthemen, und zwischen Geistern eine Art von Verständnis aufzurichten. Eine erhabene Kunst, die ietzt schon seit ihrem Ursprunge einen grossen Raum zurück gelegt hat, aber in den Augen der Weltweisen noch erstaunlich weit von ihrer Vollkommenheit entfernt ist. Ja ich glaube nicht, daß jemand so kühn seyn kann, zu behaupten, sie würde jemals dahin gelangen können, wenn auch allen Revolutionen die die Zeit nothwendig mit sich bringet, ihretwegen Einhalt geschähe, und alle Akademien die Vorurtheile ablegen, oder wenigstens zum Schweigen bringen, und sich gantze Jahrhunderte ohne Unterlaß mit dieser knotigten Materie beschäftigen sollten.

Die erste Sprache, deren sich die Menschen bedienten, die allgemeinste, nachdrücklichste Sprache, und die einzige, die ihnen damals nützlich war, ehe sie noch eine gantze Versammlung zu überreden gebraucht ward, bestund in einem blossen natürlichen Schreien. Ja dieses Geschrey ward ihnen nur in gewissen bedrängten Umständen durch eine Art vom Instincte entrissen, entweder bey einer dringenden Gefahr um Hülfe oder in heftigen Schmertzen um Linderung zu flehen. In dem ordentlichen Lebenslaufe, in welchem gelindere Empfindungen zu herrschen pflegen, mußten sie sich dessen nur sparsam bedienen. So wie sich die Begriffe der Menschen auszubreiten und zu vermehren, und sie selbst in eine genauere Gemeinschaft zu treten, anfangen, so bemüheten sie sich, die Anzahl der Zeichen zu verdoppeln und die Sprache auszubreiten. Die Stimme ward mit verschiedenen Biegungen bereichert, und mit gewissen Bewegungen der Gliedmassen begleitet, die den Sinn deutlicher ausdrücken, und nicht so sehr von einer vorhergegangenen willkührlichen Bestimmung abhängen. Damals druckte man die sichtbaren und beweglichen Gegenstände durch Gebärden, und die Gegenstände des Gehörs durch nachahmende Töne aus. Allein durch die Gebärden konnten nur die gegenwärtigen und leicht zu beschreibenden Gegenstände, oder sichtbare Handlungen angedeutet werden, und auch dazu konnten sie nicht immer dienen, denn ein finsterer Ort, oder ein anderer Gegenstand, der dazwischen kam, mußte sie unbrauchbar machen; zudem scheinen sie unsere Aufmerksamkeit mehr zu erfordern, als rege zu machen. Daher war man endlich bedacht, an ihre Stelle gewisse Articulationen der Stimme einzuführen, die zwar selbst mit unsern Begriffen nichts gemein haben, aber dennoch, nachdem sie einmahl angenommen wurden, weit geschickter waren, sie alle gewissermassen auszudrücken. Diese Aenderung konnte ohne eine allgemeine Einwilligung nicht getroffen werden, und die Ausführung muß ihnen damals sehr schwehr geworden seyn, weil die Gefässe der

Sprache noch rauh und ungeübt waren. Weit schwerer aber ist die einmüthige Uebereinstimmung an sich selbst zu begreifen: denn ohne Bewegungsgründe konnten sie niemahls dazu gebracht werden; und also scheint es, daß man, ohne den Gebrauch der Sprache, nie eine Sprache habe einführen können.

Nothwendig müssen die Worte, deren sich die Menschen anfangs bedienten, eine viel weitläufigere Bedeutung gehabt haben, als diejenige, die jetzt in ausgebildeten Sprachen im Gebrauche sind; ja sie mußten durch jedes Wort einen gantzen Satz ausgedruckt haben, weil sie ihre Reden noch nicht in die gehörige Stücke eintheilen konnten. Nachdem sie allmählig den Vorwurf von seinen Eigenschaften, und das Zeitwort, von dem Neuworte zu unterscheiden anfangen, welches gewiß nicht ohne sonderbare Anstrengung des Genies ins Werk gerichtet werden könnte; so waren dennoch alle Hauptwörter nichts mehr, als eigene Namen, und die unbestimmte Art die einzige Abwandlung des Zeitworts. Der Begriff von den Beywörtern muß sich erst lange Zeit nachher entwickelt haben; weil ein jedes Beywort einen abgesonderten Begriff andeutet; die Absonderungen an sich selbst aber sehr mühsame und fast unnatürliche Wirkungen unserer Seele sind.

Ein jeder Gegenstand ward damals mit einem besondern Namen belegt. Die Arten und Geschlechter konnten nicht in Betrachtung kommen, weil die ersten Spracherfinder sie nicht unterscheiden konnten. Ein jeder Gegenstand mußte sich ihnen unter einer eigenen abgesonderten Gestalt zeigen, unter welcher sie in dem Gemälde der Natur wirklich angetroffen werden. Wenn dieser Eichbaum A. benennet ward, so mußte jener schon mit dem Namen B. belegt werden, und solchergestalt mußte das Wörterbuch desto weitläufiger seyn, je eingeschränkter die Kenntniss der Dinge war. Dieses beschwehrliche Namenregister konnte so leicht nicht abgeschafft werden; denn man hätte die Eigenschaften der Dinge, und dasjenige, daran sie unterschieden werden, wohl kennen müssen, wenn

man sie hätte in unterschiedene Classen bringen, und mit allgemeinen Namen belegen wollen; das heißt, man hätte von der natürlichen Historie und von der Metaphysik mehr verstehen müssen, als die Menschen damals haben verstehen können.

Zu dem können sich die allgemeinen Begriffe nicht anders, als mittelst der Worte, in unsere Seele einpflanzen; und der Verstand begreift sie nicht anders, als durch bestimmte Sätze. Dieses ist eine von den Ursachen, warum sich die Thiere keine solche Begriffe machen, und niemals das Vermögen, sich vollkommener zu machen, erlangen können, das von den allgemeinen Begriffen abhänget. Glaubet man, daß ein Affe, wenn er von einer Nuß zur andern gehet, irgend von dieser Art Früchten einen allgemeinen Begriff habe, und daß er das in seiner Seele abgedrückte Bild mit den einzelnen Gegenständen gegen einander halte? Gewiß nicht; allein der Anblick einer Nuß bringet ihm die Empfindung, die er von der andern gehabt hat, in sein Gedächtniß zurück; und seine Augen, die auf eine gewisse Art dabey verändert werden, machen in ihm den Geschmack rege, den er vorhin davon empfunden hat. Alle allgemeinen Begriffe rühren einzig und allein von dem Verstande her, und so bald sich die Einbildung in das Spiel mischt; so hören sie auf, allgemein zu seyn. Man versuche es, ob man sich ein Bild von einem Baume überhaupt machen könne. Man wird es niemals dahin bringen; man wird gezwungen seyn, sich einen grossen oder kleinen, einen dichten oder lockern, einen hellen oder dunkeln Baum vorzustellen; und wenn es möglich wäre sich nur dasjenige davon einzubilden, was allen Bäumen überhaupt zukömmt; so würde das Bild keinem Baume mehr ähnlich sehen. Alle abstrakten Wesen können, eben so wenig, anders, als durch Worte, gesehen oder begriffen werden. Wir können keinen richtigen Begriff von einem Dreyecke anders erlangen, als durch die Erklärung. So bald sich unsere Seele ein Bild davon machen will; so wird es diesen und keinen andern

Triangel vorstellen; die Linien werden sichtbar, oder der Plan gefärbt seyn müssen. Will man also allgemeine Begriffe haben; so muß man sie in Sätzen ausdrücken; so muß man reden. Denn wenn die Einbildungskraft ausgeschlossen wird; so kann sich die Seele an nichts, als an Worte halten. Wenn nun die ersten Spracherfinder unmöglich solchen Begriffen haben Namen beylegen können, die sie gar nicht gehabt haben; so müssen alle Hauptwörter nichts anders als eigene Namen gewesen seyn.

Nachdem unsere neuen Sprachlehrer auf eine mir ungreifliche Art ihre Begriffe zu erweitern, und die Worte allgemeiner zu machen, angefangen haben: so müßte die Unwissenheit dieser Erfinder ihre neue Methode noch zwischen sehr engen Grentzen eingeschlossen haben. So wie sie vorher die Worte aus Mangel der Begriffe von Arten und Geschlechtern, unnöthig verdoppelt hatten; so theilten sie nunmehr im Gegentheil alle Wesen in allzuwenig Arten und Geschlechter ein, weil ihnen allzuwenig Unterscheidungszeichen bekannt waren. Eine sich weit genug erstreckende Eintheilung würde mehr Erfahrung und Einsicht erfordert haben, als die Menschen damals besaßen, und mehr Fleiß und Arbeit, als sie damals daran wenden wollten. Wenn man nun noch täglich neue Arten entdeckt, die sich bisher unsern Beobachtungen entzogen, wie viel Arten müssen den Menschen damals entwischt seyn, da sie von allen Wesen nur nach dem ersten Anblicke urtheilten? daß sie von den ganzen obern Klassen und von den allgemeinsten Begriffen gar nichts wissen konnten, bedarf ich nicht zu erinnern. Wie konnten sie zum Exempel die Worte, Materie, Geist, Substantz, Zufälligkeit, Figur, und Bewegung sich vorstellen, oder begreifen, da es unsern Weltweisen selbst schwer ankömmt, sie zu verstehen? Sie haben in der Natur kein Muster zu den Begriffen gefunden, die durch diese Worte angedeutet werden: weil sie bloß einen metaphysischen Sinn haben.

Ich halte mich vielleicht bey dem ersten Schritte zu lange auf, und ich bitte meine Richter, hier mit dem Lesen ein wenig innzuhalten, um aus der Erfindung der blossen physicalischen Hauptwörter, welcher Theil einer Sprache am leichtesten zu erfinden ist, auf den grossen Weg zu schliessen, den die Sprache noch zurücklegen mußte, bevor sie geschickt war, alle menschlichen Gedanken auszudrücken, eine unveränderliche Gestalt anzunehmen, in öffentlichen Versammlungen geredet zu werden, und auf die menschliche Gesellschaft einen Einfluß zu haben. Ich bitte sie, zu bedenken, wie viel Einsicht nöthig gewesen ist, ehe man die Zahlen (XIV), die abstrakten Worte, die längst oder jüngst verflossenen Zeiten, und alle übrigen Abwandlungen der Zeitwörter, die Bestimmungswörter, und die Wortfügung erfunden, die Sätze und Schlußreden mit einander verknüpft und eine Logik der Sprache festgesetzt hat. Was mich betrifft; so haben mich die überhäuften Schwierigkeiten so sehr abgeschreckt, und ich bin von der fast erwiesenen Unmöglichkeit, daß die Sprachen jemals durch bloss menschliche Kräfte sollten haben entstehen können, so sehr überzeugt, daß ich einem jeden, der es versuchen will, die Auflösung dieser schweren Aufgabe überlasse, ob eine bereits gestiftete Gesellschaft nothwendiger zu der Einführung der Sprache, oder die Erfindung der Sprache nothwendiger zu der Stiftung der Gesellschaften erfordert werde?

Es sey dem wie ihm wolle; da sich die Natur so wenig Mühe gegeben hat, die Menschen durch gegenseitige Bedürfnisse zusammen zu bringen, und ihnen den Gebrauch der Sprache leichter zu machen: so siehet man wie wenig sie für die Gesellschaftlichkeit der Menschen besorgt gewesen ist, und daß sie von dem ihrigen sehr wenig beygetragen hat, die Menschen durch Bande der Gesellschaft zu vereinigen. Warlich! man kann sich unmöglich vorstellen, warum die Menschen in diesem ursprünglichen Stande sich mehr als Affen oder Wölfe einander bedürfen sollten? Oder, wenn wirklich

einer des andern bedürfte, was für Bewegungsgründe diesen dahin bringen könnten, jenen darin zu dienen, und wie sie um die Bedingungen fertig werden könnten? Ich weis wohl, daß man unaufhörlich wiederholet: der Mensch wäre in diesem Zustande ein sehr elendes Geschöpfe geblieben; Wenn das aber wahr ist, was ich bewiesen zu haben glaube, daß nemlich ganze Jahrhunderte haben vergehen müssen, ehe der Mensch Lust und Gelegenheit bekäme, seinen Zustand zu verändern: so hat man der Natur und nicht dem Menschen das Urtheil gesprochen. Jedoch, wenn ich das Wort *Elend* recht verstehe; so muß es entweder gar keinen Sinn haben, oder eine schmerzhaftige Beraubung und Leiden des Körpers und der Seele bedeuten. Nun sage man mir, wie ein freies Wesen elend seyn kann, wenn sein Gemüth ruhig, und sein Leib gesund ist? Ich frage, ob das natürliche, oder das gesittete Leben der Menschen leichter überläßig werden kann? wir sehen um und um, nichts als Leute, die sich über ihr Daseyn beklagen, und so manche, die sich dessen gar berauben, so viel es in ihrer Macht stehet. Das Göttliche und menschliche Gesetz, haben sich beide wider diese Unordnung gesetzt, und ihr kaum steuern können. Hat man jemals einen Wilden gesehen, der in Freyheit war, und sich über sein Leben beklagete, oder sich gar dasselbe nahm. Man urtheile also nicht mit so viel Stoltz, auf welcher Seite das wahre Elend zu finden sey. Hingegen wäre nichts elenders gewesene als ein Wilder, wenn der durch Verstand geblendet, und von Leidenschaften gequählet worden, und geschickt genug gewesen wäre, an einen andern Stand vernünftig zu denken. Eine sehr weise Vorsicht hat es also geordnet, daß sich die Fähigkeiten des Menschen nicht eher entwickeln sollen, als bis sich Gelegenheit trifft, sie zu gebrauchen, damit sie ihm vor der Zeit nicht überflüssig und zur Last seyn; in der Noth aber nicht zu späth und unnütz kommen mögen. Der Instinct ist alles, was man in einem Stande der Natur brauchet, und eine ausgebil-

dete Vernunft wird eher nicht erfordert, als wenn man in der Gesellschaft leben will.

Man siehet leicht, daß die Menschen, die damals in keiner moralischen Verbindung miteinander gestanden, und keine Pflichten gekennt haben, weder gut noch böse, weder tugend- noch lasterhaft haben seyn können. Oder, man wollte diese Worte in einem physikalischen Verstande nehmen, und die Eigenschaften, die zu der Erhaltung eines einzelnen Dinges schädlich sind, Laster; diejenige hingegen, die dazu etwas beytragen, Tugenden nennen. In diesem Falle würde der am tugendhaftesten seyn, der den Trieben der Natur am wenigsten widerstünde; Ich halte aber für besser, wir liessen diesen Worten ihre gewöhnliche Bedeutung, setzten ein Mißtrauen in unsere Vorurtheile, und verschöben unser Urtheil über den Zustand der Menschen, bis wir gleichsam abgewogen haben werden, ob unter den gesitteten Menschen mehr Tugend oder mehr Laster zu finden sey, oder ob ihnen die Tugenden mehr Vorthail, als die Laster Schaden stiften; ob sie der Zuwachs an Einsichten für die Uebel schadlos halte, die sie sich einander zu wege bringen, indem sie erfahren, wie viel Gutes sie sich thun sollten; oder ob sie, alles durch einander gerechnet, nicht in glückseeligern Umständen wären, wenn sie von niemanden Gutes zu hoffen, oder Uebel zu befürchten hätten, als wenn sie sich einer allgemeinen Abhängigkeit unterwerfen, und verstehen müssen, alles von denjenigen zu empfangen, die sich nicht anheischig gemacht haben, ihnen etwas zu geben.

Daß man aber ja nicht mit *Hobbes* schliesse, der Mensch müßte von Natur ein Bösewicht seyn, weil er keinen Begriff von der Gütigkeit hat, er müsse Lasterhaft seyn, weil er keine Tugend kennet; er würde seinesgleichen alle Dienstgefälligkeit versagen, weil er nicht glauben könnte, daß ihn solches obliege; oder er würde sich mit der wahnwitzigen Einbildung schleppen, er sey ganz allein der Eigenthümer von der ganzen Welt, weil er sich mit Recht alles zueignen kann, was er nö-

thig hat. *Hobbes* hat wohl eingesehen wie fehlerhaft alle Erklärungen seyn, die die Neuern von dem *natürlichen Rechte* gegeben, aber die Folgerungen, darauf ihn seine eigene Erklärung leitet, bezeugen, daß sie ebenfals unrichtig seyn müsse.

Nach den Grundsätzen, die eben dieser Schriftsteller festgesetzt hat, hätte er vielmehr sagen sollen, der Stand der Natur sey unserer eigenen Erhaltung zuträglich, ohne der Fortdauer eines andern nachtheilig zu seyn, und folglich ein Stand, der zum Frieden am meisten aufgelegt ist, und sich am besten für das menschliche Geschlecht schickt. Allein er behauptet gerade das Gegentheil hiervon; warum? Weil er in die Sorge für die Erhaltung eines Wilden, das Bedürfnis mit hereingebracht hat, einer Menge Leidenschaften genug zu thun, die aus der Gesellschaft entspringen, und um derethalben Gesetze haben eingeführt werden müssen. Der Bösewicht, saget er, ist ein starkes Kind; nun wird noch die Frage seyn, ob auch ein Wilder für ein starkes Kind zu rechnen sey? Gesetzt, man gebe ihm dieses zu, was kann er daraus schliessen? Daß ein solcher starker Mensch, wenn er mit andern Menschen eben so viel zu schaffen hat, als itzt, da er schwächer ist, allerhand Ausschweifungen begehen müsse; er würde nemlich seine Mutter schlagen, wenn sie ein wenig verzöge, ihm die Brust zu reichen; einen von seinen kleinen Brüdern würgen, wenn er ihn ein wenig beunruhigte, und den andern in die Füße beißen, wenn er ihn gestossen oder sonst irgend gehindert hätte. Allein man nimmt hier zwey Dinge an, die sich im Stande der Natur schnurstracks widersprechen; der Mensch soll stark seyn, und mit andern Menschen zu schaffen haben. Nein! Wenn er von andern abhänget; so ist er schwach, und er muß mündig seyn, wenn er stark seyn soll. *Hobbes* hat nicht bedacht, daß der Wilde so wenig seiner Fähigkeiten mißbrauchen kann, wie er vermeinet, so wenig ihn die Vernunft davon abzuhalten vermag, wie unsere Rechtsgelehrte vorgeben. Dergestalt kann

man sagen: der Wilde sey eben deswegen nicht boshaft, weil er nicht wüste, was gutseyn heißt. Denn ihn kann weder die Entwicklung seiner Einsichten, noch der Zaum der Gesetze abhalten, Böses zu thun; sondern er thut kein Böses, weil er von Leidenschaften befreyet ist, und von keinem Laster etwas weis; *Tanto plus in illis proficit vitiorum ignorantia, quam in his cognitio virtutis*. Es giebt noch einen andern Grundsatz, den Hobbes nicht bedacht hat. Dem Menschen ist ein Trieb gegeben worden, in gewissen Fällen die Wildigkeit seiner Eigenliebe, oder, ehe man diese Leidenschaft gekannt hat, der Sorge für seine Erhaltung zu zähmen. Der ihm angebohrne Widerwille, seines Gleichen leiden zu sehen, mäßigt den Eifer für sein eigenes Wohlseyn (XV). Ich glaube nicht, daß ich mich eines Widerspruchs zu befürchten hätte, weil ich dem Menschen diese natürliche Tugend einräume. Der halsstarrigste Verleumder menschlicher Tugenden, muß ihnen dieses eingestehen. Ich meine, das Mitleid, eine Neigung, die sich für so schwache und so vielen Uebeln unterworfenen Geschöpfe sehr wohl schicket. Sie ist eine allgemeine und den Menschen ungemein nützliche Tugend, weil sie meistens vor aller Ueberlegung hereilet; und sie ist so natürlich, daß man nicht selten bey den Thieren selbst gewisse merckliche Zeichen davon antrifft. Ohne an die Zärtlichkeit der Mütter für ihre Jungen zu gedenken, und an die Gefahren, denen sie selbst trotzen, um ihre Kinder davon zu befreien; so bemerkt man täglich bey den Pferden eine Art von Widerwillen, einen lebendigen Körper mit Füßen zu treten. Kein Thier gehet ohne einige Unruhe vor einem Leichname seiner Art vorüber. Es giebt so gar einige die ihre Todten begraben. Das jämmerliche Brüllen eines Viehes, wenn es in ein Schlachthauß geführt wird, bezeuget, daß der greuliche Anblick einen gewaltigen Eindruck auf dasselbe machen muß. Man siehet mit Vergnügen, wie der Verfasser der Fabel von den Bienen sich genöthiget findet, den Menschen für ein mitleidiges und empfindliches Geschöpfe zu erkennen,

und in dem Beyspiele, das er davon anführet, seine frostige und gekünstelte Schreibart abzulegen, um uns das pathetische Bild eines eingesperrten Menschen vorzustellen, wie er einem wilden Thiere zusehen muß, das draussen ein Kind aus der Mutter Schoß reisset, die schwachen Gliederchen mit seinem mörderischen Zahne zerknicket, und mit seinen Nägeln die zappelnden Eingeweyde zerreisset. Was für greuliche Bewegungen muß dieser Augenzeuge verspühren, der doch an der Begebenheit selbst keinen persönlichen Theil nimmt! Wie sehr muß ihm dieser Anblick das Herze beklemmen, daß er weder der in Ohnmacht gesunkenen Mutter, noch dem sterbenden Kinde Hülfe leisten kann.

So viel vermag das reine natürliche Gefühl, das aller Ueberlegung zuvorkömmt, so viel Macht hat das natürliche Mitleiden, daß es dem allerruchlosesten noch schwehr ankömmt, sie zu unterdrücken. Man siehet täglich unsere Schaubühne einen solchen Menschen rühren, und über das Unglück eines Unschuldigen weinend machen, der, wenn er an der Stelle des Tyrannen gewesen wäre, seinen Feind vielleicht noch schrecklicher gequälet hätte.

Mandeville hat wohl eingesehen, daß die Menschen, mit aller ihrer Sittenlehre, Ungeheuer geblieben wären, wenn ihnen die Natur nicht in dem Mitleiden eine Stütze der Vernunft gegeben hätte, er wußte aber nicht, daß aus dieser Eigenschaft allein, alle gesellschaftlichen Tugenden entspringen, die er dem Menschen abstreiten will. In der That, was ist die Großmuth, die Gelindigkeit und die Leutseeligkeit anders, als ein Mitleiden gegen einen Schwächern, einen Strafbaren, oder gegen das menschliche Geschlecht überhaupt? Die Gewogenheit und die Freundschaft selbst entspringen, wenn man sie von der rechten Seite betrachtet, aus einem beständigen Mitleiden, das auf einen besondern Gegenstand geheftet ist: denn was heißt das Verlangen, daß ein anderer nicht leiden soll, anders, als ein Verlangen, daß er glücklich seyn möchte; gesetzt,

das Mitleiden sey nichts, als ein Gefühl, das uns an die Stelle des Leidenden setzt, ein Gefühl, das bey einem Wilden dunkel und lebhaft, bey dem gesitteten Menschen hingegen aufgeklärt, aber schwach seyn muß; wird nicht eben dieser Begriff, demjenigen, was ich gesaget habe, noch mehr Nachdruck geben? Unstreitig muß das Mitleiden desto heftiger seyn, je fähiger das zuschauende Thier ist, sich an die Stelle des Leidenden zu setzen; Nun ist gewiß, daß dieses in dem Stande der Natur leichter angegangen ist, als in dem Stande der grübelnden Vernunft! Die Vernunft hat die Eigenliebe gezeuget, und die Ueberlegung hat ihr Nahrung und Stärke gegeben. Sie hat den Menschen in sich selbst eingehüllet; sie hat ihn von allem entfernt, was ihm Zwang anthun, oder beleidigen kann. Die Weltweisheit hat ihn gleichsam einzeln dahin gestellet. Sie hat ihn gelehret, bey der Erblickung eines Leidenden heimlich zu sagen: stirb immer hin, wenn du willst; ich bin in Sicherheit. Nur solche Gefahren, die der ganzen Gesellschaft drohen, können den ruhigen Schlaf eines Weltweisen stören, und ihn aus seinem Bette reissen. Mann kann unbestraft seines Gleichen unter seinem Fenster erwürgen, er brauchet nur den Finger in das Ohr zu stecken und ein wenig Vernunftschlüsse zu machen, so kann er die Natur unterdrücken, die sich in ihm empöret, und ihn antreibt, sich selbst, als die Person, zu betrachten, die man erdrosselt. Der Wilde weiß von dieser bewundernswürdigen Geschicklichkeit nichts, und er überläßt sich dem ersten Eindrücke der Menschlichkeit; weil er weder Vernunft, noch Weißheit, besitzt. Wenn ein Lermen, wenn Streit auf den Strassen entstehet; so versammelt sich der gemeine Haufe, und der Kluge machet sich davon. Der Pöbel, die Händerweiber reissen die streitenden Personen auseinander, und verhindern, daß ehrliche Leute sich einander nicht ums Leben bringen.

Es ist also gewiß, daß das Mitleiden ein natürliches Gefühl und der Erhaltung des gantzen Geschlechts zuträglich ist:

indem es bey einer jeden einzelnen Person die Wirksamkeit der Eigenliebe mäßiget. Diese Empfindung bringet uns dazu, daß wir einem jeden Leidenden, ohne Ueberlegung, Hülfe leisten; sie vertritt in dem Stande der Natur die Stelle der Gesetze, der Sitten, und der Tugend, und hat noch dieses voraus, daß niemand in Versuchung kömmt, ihrer süßen Stimme den Gehorsam zu versagen: sie hält einen jeden starken Wilden ab, einem zarten Kinde, oder einem kraftlosen Alten, den Unterhalt zu entziehen, den sie sich nicht ohne Mühe erworben hat, wenn er selbst hoffen kann, den seinigen anderswo zu finden: Sie flößt allen Sterblichen, anstatt dieser erhabenen Maxime der durch die Vernunft erfundenen Gerechtigkeit, *verhalte dich gegen andere, wie du willst, daß man sich gegen dich verhalte*, eine andere zwar nicht so vollkommene, aber vielleicht nützlichere Maxime ein, *befördere dein Bestes, aber laß es andern so wenig zum Nachtheile gereichen, als möglich ist*. Mit einem Worte, der Grund, warum jeder Mensch bey sich einen Widerwillen verspühret, andern Böses zu thun, ist eher in dieser natürlichen Empfindung, als in subtilen Vernunftschlüssen anzutreffen. Socrates und andern Geistern seines Gelichters mag es immer gelungen seyn, durch die Vernunft tugendhaft zu werden; das menschliche Geschlecht würde dennoch schon längst nicht mehr anzutreffen seyn, wenn seine Erhaltung nur auf die Vernunftschlüsse seiner Glieder beruhete.

Waren die Menschen also mit solchen nicht sehr wirk samen Leidenschaften, und mit einem so heilsamen Zaume versehen; so müssen sie mehr ungebunden, als boßhaft, mehr vorsichtig, daß ihnen nichts Uebels widerfahre, als bedacht, andern Uebels zuzufügen, und folglich keinen sehr gefährlichen Zwistigkeiten unterworffen gewesen seyn. Sie hatten nicht die mindeste Gemeinschaft unter sich, und wußten folglich weder von Eitelkeit, noch von Ansehen, weder von Hochachtung, noch von Geringschätzung. Sie hatten nicht die mindeste Kenntnis von dem *mein* und *dein*, noch einen rech-

ten Begriff von der Gerechtigkeit; die Gewalt, die ihnen widerfuhr, betrachteten sie, als ein Uebel, das leicht zu ersetzen ist, aber nicht als ein Unrecht, daß man bestrafen müsse; wenn sie auf Rache dachten; so mußte es vielleicht bloß mechanisch und auf dem Platze geschehen, so wie der Hund in den Stein beißt, den man nach ihm wirft; daher konnten ihre Streitigkeiten selten von blutigen Folgen seyn, wo sie nicht irgend wichtigere Gelegenheit dazu gehabt haben, als ihre Kost. Jedoch ich sehe eine gefährlichere Gelegenheit, und von dieser muß ich noch reden.

Eine von den Leidenschaften, die das menschliche Herz in Bewegung setzen, ist ungemein heftig und ungestüm, ich meine diejenige, dadurch sich ein Geschlecht nach dem andern sehnet. Eine Leidenschaft die allen Gefahren trotzet; alles was ihr in Wege stehet, mit sich fortreisset, und in ihrer Wuth mehr das menschliche Geschlecht aufzureiben, als zu erhalten, bestimmt zu seyn scheint. Wie wird es also um die Menschen stehen, wenn sie dieser ausgelassenen viehischen Raserey zum Raube werden, und sich beständig, ohne Abscheu und Einhaltung, den Gegenstand ihrer Liebe auf Tod und Leben einander streitig machen sollten?

Man muß gestehen: Je heftiger die Leidenschaften sind, desto nöthiger sind die Gesetze, sie in Schranken zu halten; allein wie wenig die Gesetze, in diesem Stücke zureichen, läßt sich aus den Lastern und Unordnungen, abnehmen, die noch täglich zwischen uns aus den Leidenschaften entspringen; Ja hier wäre noch die Frage, ob diese Unordnungen nicht mit den Gesetzen zugleich entstanden sind. Denn sollten je Unordnungen durch Gesetze unterdrückt werden können: So müssen diese wenigstens einem Uebel Einhalt thun, das ohne sie gar nicht wäre.

Wir wollen Anfangs in der Empfindung der Liebe das Sittliche von dem Physischen unterscheiden. Das Physische darinn ist, ein allgemeines Verlangen, das ein jedes Geschlecht trägt,

sich mit dem andern zu vermischen; das Sittliche in der Liebe bestimmt dieses Verlangen, und setzet es auf einen einzigen Gegenstand, entweder mit Ausschliessung aller andern, oder wenigstens mit einem vorzüglichen Grade der Heftigkeit, fest. Man kann leicht sehen, daß das moralische der Liebe eine gemachte Empfindung sey. Es ist aus der eingeführten Gewohnheit unter den Gesellschaften entstanden, und die Weiber haben mit vieler Geschicklichkeit und Sorgfalt darauf zu halten gewußt, dadurch sie ihre Herrschaft gegründet, und einem Geschlechte die Regierung verschaffet haben, das eigentlich gehorsam leisten sollte. Bey keinem Wilden findet diese Empfindung statt. Sie stützet sich auf gewisse Begriffe von Verdienst oder Schönheit, die er nicht haben, und auf gewisse Vergleichen, die er nicht anstellen kann. Denn da er noch keine abgesonderten Begriffe von Regelmäßigkeit und Verhältnis hat; so kann sein Hertz weder von Bewunderung noch von Liebe eingenommen seyn. Weil Bewunderung und Liebe immer sich auf solche Begriffe stützen, ob man es gleich nicht merket. Er gehorchet dem Temperamente, das er von der Natur empfangen hat, aber nicht dem Geschmacke, den er erst hätte erlangen müssen. Eine jede Frau muß ihm gut genug seyn. Die Wilden hatten also nichts, als das physische Gefühl der Liebe, und sie waren glücklich, daß sie von keinem Unterscheide wußten, dadurch die Empfindungen nur mehr gereizet, und die Schwierigkeiten gehäuffet werden. Daher muß sie die Gluth, die von dem Temperamente herrühret, selten und nicht sehr heftig entzündet, und die Zwistigkeit, die irgend zwischen ihnen entstund, keine grausamen Folgen nach sich gezogen haben. Die Einbildung, die zwischen uns so viele Verwüstungen anrichtet, hat auf das Hertz eines Wilden gar keinen Einfluß; er wartet den Antrieb der Natur ruhig ab, überläßt sich ihm mehr mit Vergnügen, als mit Raserey, und die Begierde verschwindet, sobald dem Bedürfnisse Gnüge geschehen ist.

Es ist also ausgemacht, daß die Liebe sowohl, als alle andern Leidenschaften, erst in dem gesellschaftlichen Leben die lodrende Hitze erlanget haben, dadurch sie dem menschlichen Geschlechte öfters so schädlich werden. Die Erfahrung selbst bezeuget, daß es ungereimt sey, wenn man sich vorstellt, die Wilden müßten sich unaufhörlich einander umbringen, um ihre viehischen Begierden zu sättigen. Die Caraiben, ein Volck, das bisher noch am wenigsten von dem Stande der Natur abgegangen ist, sind in ihrer Liebe am friedsamsten, und der Eifersucht am allerwenigsten unterworfen: ob sie gleich in einem hitzigen Erdstriche wohnen, wo diese Leidenschaften am hitzigsten seyn sollten. Was die Gründe betrifft, die man von verschiedenen Arten der Thiere auf die Menschen ziehen könnte, wie z. E. von dem blutigen Gefechte des männlichen Geflügels in unsern Hünerehäusern, oder der Thiere, die in der Brunstzeit die Wälder mit ihrem Geschrey anfüllen, indem sie sich einander die Weiber streitig machen: so muß man erstlich alle Arten davon ausschliessen, zwischen deren Geschlechtern, und ihren Kräften, die Natur augenscheinlich ganz andere Verhältnisse festgesetzt hat, als zwischen den unsrigen. Daher läßt sich von dem Gefechte der Häne kein Schluß auf das menschliche Geschlecht herleiten. Bey allen andern Arten, wo diese Proportion besser beobachtet worden ist, können keine Gefechte entstehen, als entweder, wenn der Weibchen eine weit geringere Anzahl vorhanden ist, als der Männchen, oder wenn jene zu gewissen Zeiten diese nicht annehmen wollen. Die zwote Ursache kömmt mit der ersten auf eines hinaus. Denn wenn das Weibchen nur zween Monate im Jahre das Männchen erduldet: so ist es, was unsern Fall betrifft, eben so viel, als wenn die Anzahl der Weibchen um $\frac{5}{6}$ vergeringert worden wäre. Allein keiner von diesen beyden Fällen, läßt sich bey dem menschlichen Geschlechte anbringen. Meistentheils sind unter demselben mehr Weiber, als Männer, und man hat noch niemals gehöret, daß die Weiber der Wilden gewisse Zeiten zur

Brunst und Enthaltung hätten. Zu dem finden sich einige von diesen Thieren, da die ganze Art auf einmahl von der heftigsten Glut entzündet wird; zu einer solchen Zeit entsteht eine allgemeine Brunst, und daher Aufruhr, Unordnung, und Streit; bey dem Menschen ist die Liebe nicht auf bestimmte Zeiten eingeschränket, daher kann diese Unruhe bey ihm nicht statt finden. Wenn sich also auch gewisse Thiere um den Besitz ihrer Weibchen streiten; so kann dennoch daraus nicht geschlossen werden, daß es die Menschen im Stande der Natur eben also machen müßten. Und wenn dieser Schluß auch richtig wäre: So ist es doch gewiß, daß diese Uneinigkeiten so wenig das menschliche Geschlecht aufreiben könnten, so wenig je eine andere Art von Thieren davon untergegangen ist: Ja, es stehet zu vermuthen, daß sie im Stande der Natur noch weniger Verwüstung anrichten müßten, als in dem gesellschaftlichen Leben, und besonders in solchen Ländern, wo die Sitten noch etwas gelten, in welchen alsdenn aus der Eifersucht der Liebhaber, und der Rache der Männer, so mancher Zweykampf, so mancher Mord, ja noch schlimmere Folgen zu entstehen pflegen, wo die Schuldigkeit, jemanden ewig treu zu seyn, nur Weiber zu Ehebrecherinnen machet, und die Gesetze der Enthaltsamkeit und der Ehre nothwendig nur Unkeuschheit und Ehescheidung vermehren.

Laßt uns daher schliessen, daß der wilde Mensch, der in Wäldern herum irret, ohne Fleiß, ohne Sprache, ohne Wohnhaus, ohne Krieg und ohne Verbindung, ohne seines gleichen zu bedürfen, und ohne Begierde, ihnen Uebels zuzufügen, ja vielleicht ohne jemanden eigentlich zu kennen, daß ein solcher Mensch, sage ich, der wenig Leidenschaften unterworfen ist, und an sich selbst genug hat, keine anderen Empfindungen und Einsichten haben könne, als die sich für seinen Stand schicken, daß er nichts anders, als seine wahren Bedürfnisse fühle, auch nichts anders betrachte, als wovon er glaubt, daß es ihn angehe, und daß sich endlich sein Verstand nicht weiter

erstrecke, als seine Eitelkeit. Gerieth er unvermuthet irgend auf eine Entdeckung, so konnte er sie niemanden mittheilen, weil ihm sogar seine eigenen Kinder unbekandt seyn mußten. Die Kunst verging zugleich mit dem Erfinder derselben. Da war weder Erziehung, noch Besserung. Die Geburthen folgten auf einander, aber ohne Nutzen: sie mußten alle immer wieder von ebendemselben Punkte ausgehen; Jahrhunderte verstrichen, und die Menschen verharreten in ihrer Rauhigkeit; das Geschlecht war schon alt, und der Mensch blieb noch ein Kind.

Ich habe mich vielleicht bey der Voraussetzung, wie es mit dem ursprünglichen Zustande des Menschen mag beschaffen gewesen seyn, zu lange aufgehalten. Allein ich hatte eingewurzelte Irrthümer und alte Vorurtheile zu bestreiten, und mußte nothwendig auf den Grund gehen, um in dem Gemählde von dem wahren Stande der Natur zu zeigen, daß sogar die natürliche Ungleichheit lange keinen so grossen Einfluß auf diesen Stand habe, als unsere Schriftsteller uns bereden wollen.

Es ist wahrlich leicht zu beweisen, daß viele Unterscheidungen, darinn die Menschen von einander abgehen, für natürlich gehalten werden, da sie doch eigentlich nur von der Gewohnheit und den verschiedenen Lebensarten herrühren, welche die Menschen in dem gesellschaftlichen Leben angenommen haben. Ein starkes oder zärtliches Temperament, die Stärke oder die Schwachheit selbst, die daraus entspringet, sind öfters mehr einer harten oder weibischen Erziehung, als den verschiedenen ursprünglichen Leibesbeschaffenheiten zuzuschreiben. Mit den Seelenkräften hat es eben die Beschaffenheit. Durch die Erziehung unterscheiden sich nicht allein die ausgebildeten Geister von denenjenigen, die sich selbst überlassen werden; sondern jene selbst gehen von einander ab, nachdem sie, mit mehrerer oder weniger Sorgfalt, gewartet werden; Denn wenn ein Riese und ein Zwerg in einer Bahn laufen; so wird der Riese mit jedem Schritte immer mehr vorauskom-

men. Man vergleiche also die unbeschreiblichen Verschiedenheiten zwischen den vielerley Auferziehungen und Lebensarten, die in dem bürgerlichen Leben herrschen, mit dem gleichförmigen und einfachen Wesen des thierischen wilden Lebens, da sich alle von einerley Speisen ernähren, auf einerley Art leben, und einerley Dinge verrichten; so wird man finden, daß der Unterscheid, zwischen Mensch und Mensch, in dem Stande der Natur weit geringer seyn müsse, als in dem Stande des gesellschaftlichen Lebens, und daß die bey dem menschlichen Geschlechte *eingeführte* Ungleichheit, die natürliche um ein Grosses vermehret haben müsse.

Allein, gesetzt die Natur hätte wirklich ihre Gaben so ungleich ausgetheilet, als man vorgiebt; was könnten ihre vorzüglichsten Lieblinge, zum Nachtheile anderer, für Vorthail daraus ziehen, da noch alle ihre Umstände nicht die mindeste Gemeinschaft unter ihnen zuließen? was nützt die Schönheit, wenn keine Liebe vorhanden ist? was hilft den Menschen der Witz, wenn sie nicht reden können, oder die List, wenn sie keine Geschäfte haben? Man wiederholet immer »die Stärkeren werden die Schwächern unterdrücken«; aber was verstehet man unter dem Worte *unterdrücken*: »Diese werden mit Gewalt herrschen, und jene in ihrem Joche seufzen, und ihrem Eigensinne unterthänig seyn müssen« Ey nun ja! bey uns sehe ich dieses wohl; wie es aber von wilden Menschen gesagt werden könne, denen man kaum die Begriffe von Dienstbarkeit und Herrschaft beybringen kann, das begreife ich nicht. Einer kann dem andern wohl die Früchte, die er sich abgebrochen, das Wild das er erschlagen, oder die Höle, wegnehmen, die ihm zum Schutze gedient hat, aber wie kann er ihn je zum Gehorsame zwingen? mit welchen Ketten können Menschen von einander abhängen, die gar nichts eigenthümlich besitzen? Man verjaget mich von einem Baume; ich kann mir einen andern suchen; Man quählet mich hier an diesem Orte, wer verwehret es mir, anderswo hinzugehen? Findet sich irgend einer,

der mir an Macht so weit überlegen ist, der noch über dem boshaft, faul, und wild genug ist, selbst müßig zu gehen, und mich zu zwingen, daß ich für seinen Unterhalt Sorge: so muß er sich entschliessen, mich nicht einen Augenblick aus seinem Gesichte zu lassen, mich mit grosser Sorgfalt, so lange er schläft, gebunden zu halten, damit ich ihn nicht umbringe, oder davon laufe; das heißt, er muß eine grössere Beschwerlichkeit unternehmen, als er zu vermeiden und mir aufzulegen, glaubet. Bey dem allem, wenn seine Wachsamkeit nur einen Augenblick nachläßt, oder wenn er bey einem unvermutheten Lermen nur den Rücken wendet; so brauche ich nur zwanzig Schritte in den nächsten Wald herein zu laufen, um mich aus seiner Knechtschaft zu befreien, und ihm ewig nicht wieder unter die Augen zu kommen.

Wir wollen diese besondern Fälle nicht weitläufiger ausführen, und es muß einem jedem in die Augen leuchten, daß die Fesseln der Knechtschaft nicht anders, als durch die Abhängigkeit der Menschen von einander, und durch ihre gegenseitigen Bedürfnisse haben geschmiedet werden können, und daß wir unmöglich einen Menschen unterthänig machen können, wenn wir ihn nicht dahin gebracht haben, daß er unserer nicht entübriget seyn kann. Hat es also in dem Stande der Natur niemals einen solchen Zustand gegeben: So müssen die Menschen darinn von allem Joche befreyet und das *Gesetz des Stärkern* unkräftig gewesen seyn.

Nachdem ich nunmehr bewiesen habe, daß die Ungleichheit in dem Stande der Natur unmerklich sey, und fast gar keinen Einfluß auf die menschlichen Handlungen haben muß; so werde ich noch den Ursprung dieser Ungleichheit und die Art, wie sie mit der allmählichen Entwicklung des menschlichen Verstandes zugenommen hat, zu zeigen haben. Man hat gesehen, daß das Vermögen sich vollkommener zu machen, die gesellschaftlichen Tugenden und alle übrigen Fähigkeiten, zu welchen der Mensch in dem Stande der Natur aufgelegt ist,

sich niemals von selbst haben entwickeln können, und daß zu diesem Ende viele äusserlichen Ursachen zufälliger Weise haben zusammen stossen müssen, die wirklich hätten ausbleiben können, und wenn sie ausgeblieben wären, den Menschen beständig in seinem ursprünglichen Zustande gelassen hätten. Ich werde also die verschiedenen Zufälle betrachten und zusammen bringen müssen, die den menschlichen Verstand vollkommener gemacht, indem sie das Geschlecht verschlimmert, die ihn selbst ruchloser gemacht, indem die ihn gesellig haben werden lassen, die endlich Menschen und Welt von so weit her bis auf den Punkt haben bringen können, darauf wir sie jetzt antreffen.

Ich gestehe, daß diese Begebenheiten sich auf vielerley Weise haben zutragen können, und daß ich mich blos auf Muthmassungen stützen müsse, wenn ich unter ihnen eine Wahl treffen will. Allein eines Theils werden die Muthmassungen zu Vernunftgründen, wenn sie die wahrscheinlichsten sind, die aus der Natur der Dinge gezogen werden können, und die einzigen Mittel, dadurch die Wahrheit zu entdecken ist. Andern Theils sollen die Folgerungen, die ich aus meinen Muthmassungen ziehen will, mehr als blossе Muthmassungen seyn. Denn nach den Grundsätzen, die ich festgesetzt habe, mag man ein Lehrgebäude aufrichten, welches man will, so wird man immer auf eben dieselben Folgen, immer auf eben dieselben Schlüsse, hinauskommen müssen.

Es wird daher nicht nöthig seyn, weitläufige Betrachtungen anzustellen, wie gewisse Begebenheiten durch die Länge der Zeit wahrscheinlich werden können; wie öfters sehr geringe Ursachen eine erstaunliche Gewalt haben, wenn sie ohne Unterlaß wirken; wie es zu Zeiten unmöglich sey, eine Hypothes fahren zu lassen, ob gleich von der andern Seite, ihre Gewißheit nicht durch geschehene Dinge bestätigt werden kann; wie uns zwar die Geschichte, die Begebenheiten angeben sollte, die sich zwischen zween andern bekannten Bege-

benheiten zugetragen, und sie mit einander verbunden haben; wenn uns aber die Geschichte fehlet, durch die Weltweißheit geschlossen werden müsse, wie sich alles mag eräuet, und wie diese bekannten Begebenheiten mit einander mögen verknüpft gewesen seyn; kurtz, wie alle Sachen, die sich zugetragen haben, durch die Aehnlichkeit in eine geringere Anzahl von verschiedenen Klassen eingeschränket werden können, als man sich einbildet. Es ist mir genug, daß ich alles dieses meinen Richtern zu bedenken vorlege, daß gemeine Leser nicht mehr nöthig haben, dieses länger in Betrachtung zu ziehen.

Zweeter Abschnitt.

Der Erste, welcher ein Stück Landes umzäunete, sich in den Sinn kommen ließ zu sagen, *dieses ist mein*, und einfältige Leute antraf, die es ihm glaubeten, der war der wahre Stifter der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viel Laster, wie viel Krieg, wie viel Mord, Elend und Greuel, hätte einer nicht verhüten können, der die Pfähle ausgerissen, den Graben verschüttet, und seinen Nebenmenschen zugerufen hätte, »Glaubet diesem Betrüger nicht; ihr seyd verlohren, wenn ihr daran vergesset, daß die Früchte euch allen, der Boden aber niemanden, zugehöre;« Allein allem Ansehen nach, muß es damals schon so weit gekommen gewesen seyn, daß es nicht mehr auf dem alten Fuße hat bleiben können. Der Begriff des *Eigenthums* hat nicht auf einmahl in dem menschlichen Verstande entstehen können; er hänget von vielen vorhergehenden Begriffen ab, die sich alle erst nach und nach müssen entwickelt haben. Fleiß und Einsicht müssen erst sehr zugenommen, von Alter zu Alter mitgetheilt und fortgeplantzt worden seyn, bevor der Stand der Natur dergestalt seinen letzten Zeitpunkt erreicht hat. Wir wollen also noch früher anfangen und die langsame Folge von Begebenheiten und Einsichten, in ihrer natürlichsten Ordnung, unter einen einzigen Gesichtspunct versammeln.

Die erste Empfindung des Menschen, war die Empfindung seines Daseyns, und seine erste Sorge, die Sorge für seine Erhaltung. Die Erde brachte ihm alles hervor, was er nöthig hatte, und der Instinct trieb ihn an, sich dieser Dinge zu bedienen. Der Hunger und verschiedene andere Begierden liessen ihn eine mannigfache Abwechslung seines Daseyns verspüren, und unter andern fand sich eine, welche ihn sein Geschlecht fortzupflantzen anreizete. Die Folgen dieses blinden

Triebes, der von keiner Empfindung des Hertzens begleitet ward, konnten nichts anders, als eine bloß thierische Handlung seyn. War die Begierde gestillet, so kannten sich die Geschlechter nicht mehr, und das Kind selbst hatte mit der Mutter nichts mehr zu schaffen, sobald es ihrer nicht mehr bedurfte.

Dieses war der Zustand des menschlichen Geschlechts nach seiner Entstehung; so lebete damals dieses Thier, als sein ganzes Leben noch in blossen Empfindungen bestund; als es sich der Gaben, mit welchen ihn die Natur beschenkt hatte, noch kaum zu Nutze zu machen wußte, und um so viel weniger darauf bedacht gewesen war, ihr Geschenke zu entreissen. Jedoch es zeigten sich bald Schwierigkeiten, die der Mensch zu übersteigen trachten mußte. Bäume die zu hoch waren, als daß er ihre Früchte erreichen können, eine Menge von Thieren, die nach eben diesen Früchten strebten, weil sie davon leben mußten, und die öfters so wild waren, daß sie nach seinem Leben stunden, nöthigten ihn, sich auf die Leibesübungen zu legen. Er mußte sich hurtig, zum Laufen behende, und zum Kampfe handfest machen. Die natürlichen Waffen, Zweige und Steine, waren ihm bey der Hand. Er lernete die Hindernisse der Natur übersteigen, andere Thiere, wenn es nöthig war, bestreiten, den Menschen selbst, seinen Unterhalt streitig zu machen, und sich schadlos zu halten, wenn er irgend einem Stärkern etwas hat abtreten müssen.

Als sich das menschliche Geschlecht ausbreitete, vermehrten sich die Ungemächlichkeiten, so wie die Menschen zunahmen. Die Verschiedenheit des Erdbodens, der Weltgegenden und der Jahreszeiten, veranlaßten sie auch, ihre Lebensart verschiedentlich einzurichten. Unfruchtbare Zeiten, lange und strenge Winter, brennende und alles verzehrende Sommer nöthigten ihnen einen grössern Fleiß ab. Am Meere und an den Flüssen erdachten sie Angel und Hacken, wurden Fischer und Fischfresser. In den Wäldern machten sie sich Bogen und

II. Abschnitt

Pfeile, wurden Jäger und Kriegerleute; in den kalten Ländern erlegten sie Thiere, und bedeckten sich mit ihren Häuten. Der Blitz, ein feuerspeyender Berg, oder sonst ein glücklicher Zufall machte ihnen das Feuer bekannt, dessen sie sich vornehmlich wider die strenge Kälte bedienen konnten. Sie lernten das Mittel, dieses Element zu verwahren, hernach es wieder anzuzünden, und endlich die Speisen dadurch zuzurichten, die sie vorhin roh verschlucken mußten.

So wie sich diese Geschöpfe, welche sich selbst und einer dem andern so ungleich waren, immer mehr und mehr auf dergleichen Erfindungen legten, entstunden natürlicher weise bey ihnen gewisse Begriffe vom Verhältniß und Verwandschaft, die wir durch groß, klein, stark, schwach, behende, langsam, zaghaft und kühn auszudrücken pflegen. Und wenn sie diese Begriffe mit ihren Bedürfnissen verglichen; so mußten sie auf eine Art von Ueberlegung oder mechanischer Klugheit verfallen, um auf allerhand Art dasjenige zu besorgen, was zu ihrer Sicherheit nöthig war.

Diese neuen Einsichten, welche sie solchergestalt erlangten, gaben ihnen ihre Herrschaft über die Thiere zu erkennen, und eben dadurch war diese Herrschaft immer grösser. Sie stellten ihnen Netze auf, sie betrogen sie auf tausenderley Art; und ob sich gleich unter denjenigen, die ihnen nützlich seyn, oder schaden konnten, einige fanden, die ihnen an Macht oder an Behendigkeit überlegen waren, so wurden sie doch mit der Zeit über diese Herr und Meister, und für jene eine Züchtigung. So machte der erste Blick, den der Mensch auf sich selbst warf, in ihm die erste Bewegung des Stolzes rege; und da er noch kaum die Stände unterscheiden, und sich selbst anders als in Ansehung auf sein Geschlecht, betrachten konnte, bereitete er sich schon vor, einst als ein Mitglied seinen Theil zu fordern.

Er vergaß der übrigen, die seines gleichen waren, in dieser Bemerkung auch nicht, ob sie ihm gleich das nicht waren, was

sie itzt uns sind, und ob er gleich mit ihnen nicht vielmehr Umgang gehabt hatte, als mit den andern Thieren. Aus der Gleichförmigkeit die Mann und Frau mit der Zeit unter sich wahrgenommen haben, konnten sie auf das schliessen, was sie nicht zu sehen bekamen; und da ein jeder sahe, daß der andere eben das thut, was er in solchen Fällen gleichfalls gethan haben würde; so schlossen sie, daß die Art zu denken und zu empfinden bey beiden vollkommen gleich seyn müßte. Wenn diese Warheit in das menschliche Gemüth eingedrungen ist, so leitet sie ihn durch eine Ahnung, eben so sicher als durch die Dialektik, auf die besten Regeln der Aufführung, die er zu seinem Vortheile und zu seiner Sicherheit zu beobachten hat.

Die Erfahrung, welche ihn lehret, daß die Neigung zum Wohlseyn, die einzige Triebfeder aller menschlichen Handlungen sey, setzt ihn endlich in den Stand die seltenen Fälle zu unterscheiden, da das allgemeine Beste ihm einige Hofnung auf den Beystand seines gleichen machen kann, und die noch seltneren, da er ein Mißtrauen in seinen Nebenmenschen zu setzen hat, weil sie mit ihm nach einerley Dinge streben. In dem ersten Falle versammelt er sich mit ihnen in einen Haufen, oder höchstens in eine Art von Gesellschaft, in welcher niemand zu etwas verbunden ist, und die nur so lange währet, bis das Bedürfnis vorüber ist, deshalb sie gestiftet worden. In dem zweeten hingegen bedienete sich ein jeder seiner Vortheile; der stärkere seiner Gewalt, und der schwächere, seiner Geschicklichkeit, oder seiner Verschlagenheit.

Solchergestalt haben die Menschen unvermerkt einige grobe Begriffe von gegenseitiger Verbindung und von dem Vortheile, den ihre Erfüllung bringt, erlangen können. Sie konnten hie-rinn aber nur so weit gehen, als es der gegenwärtige augenscheinliche Nutzen erforderte; denn die Versorgung auf das künftige war ihnen unbekannt, und sie bekümmerten sich nicht allein um keine entfernte Zukunft; sie dachten nicht einmal an den folgenden Tag. Wollte man einen Hirsch anjagen;

II. Abschnitt

so merket ein jeder wohl, daß er auf seinen Posten acht geben müsse. Wenn einer aber einen Hasen neben ihm hin laufen sahe; so ist kein Zweifel daß er ihm nachgesetzt, und sich um den Raub seiner Mitgesellen wenig bekümmert haben wird, wenn er nur den seinigen erreicht hat.

Man begreift sehr leicht, daß die Menschen zu dieser Gemeinschaft eben keine gekünsteltere Sprache nöthig hatten, als die Raben, oder Affen, die sich fast auf eben die Art in Haufen versammeln. Ein unvernehmliches Schreyen mit vielerley Stellungen verbunden und einige nachahmende Laute, mußten eine lange Zeit die ganze allgemeine Sprache ausgemacht haben. Kamen hierzu noch, in gewissen Weltgegenden, einige vernehmliche (*articulati*) Töne, deren Einführung, wie wir oben erinnert, nicht leicht zu erklären ist; so entstanden daraus einige besondere aber grobe und unvollkommene Sprachen, dergleichen man fast noch itzt bey vielen wilden Völkern antrifft: Die Länge der Zeit, welche hat verstreichen müssen, bevor es hiermit so weit gekommen ist, die Menge von Sachen, die ich zu sagen habe, und der fast unmerkliche Zuwachs, den sie Anfangs haben gewinnen können, nöthigen mich, viele Jahrhunderte auf einmahl durchzueilen; je langsamer die Begebenheiten auf einander folgen; desto geschwinder muß man sie in der Beschreibung durchlaufen.

Nachdem die Menschen schon so weit gekommen sind; so waren sie im Stande, schnellere Progressen zu machen. Je mehr sich ihr Geist aufklärte; desto vollkommener waren die Werke ihres Fleisses. Man sahe sie nicht mehr unter den ersten dem besten Baume einschlafen, oder sich in Hölen verkriechen; sie fanden bald harte und schneidende Steine, deren sie sich statt der Aexte bedienen konnten, Holtz abzuhaue, die Erde umzugraben, sich Hütten aus Laubwerk aufzurichten, die man nachher anfang, mit Thon und Erde zu bekleben. Dieses war der Zeitpunkt der ersten Revolution, da die Eintheilung in besondere Familien eingeführet worden ist. Daraus

mag schon damals Zank und Streit genug entstanden seyn; da aber die Stärkern, die ersten gewesen seyn werden, die sich Wohnplätze erbauet haben, weil sie wußten, daß sie sie beschützen konnten, so werden die Schwächern vermuthlich lieber den kürzesten und sichersten Weg gegangen seyn, jenen nachzuahmen, als sich zu unterstehen, sie aus ihren Hütten zu verjagen. Der sich nun selbst eine erbauet hatte, konnte wenig Verlangen tragen, sich der Hütte seines Nachbars zu bemächtigen. Nicht so wohl, weil sie nicht sein, als weil sie ihm unnütz war, und weil er sie nicht habhaft werden konnte, ohne mit der Familie, die sie im Besitz hatte, einen hitzigen Streit anzufangen.

Aus diesem neuen Zustande, den Mann und Frau, Vater und Kinder, in eine gemeinschaftliche Wohnung versammelte, entsprungen die ersten Entwicklungen des menschlichen Gemüths. Die Gewohnheit, welche sie erlangten, mit einander zu leben, erzeugten die allerangenehmsten Empfindungen, die die Menschen je gekannt haben, die eheliche und väterliche Liebe. Aus einem jeden Geschlechte ward eine kleine Gesellschaft, die nicht anders als in Einigkeit leben konnte, weil sie bloß durch das Band der Freyheit und der gegenseitigen Zuneigung verknüpft gewesen ist. Das männliche und weibliche Geschlecht, die bis dahin auf einerley Art gelebt hatten, fingen ietzt an, eine verschiedene Lebensart anzunehmen. Die Weiber blieben fleißiger zu Hause, um auf die Hütte und auf die Kinder acht zu haben, und die Männer giengen aus, den gemeinschaftlichen Unterhalt einzuholen. Beyde Geschlechter fingen endlich an, durch ein etwas weichlicheres Leben, einen Theil von ihrer Wildigkeit und festen Stärke zu verlieren. War aber ein jeder ins besondere nicht mehr so geschickt, die wilden Thiere zu bekämpfen; so konnten sie sich im Gegentheile leichter versammeln und ihnen gemeinschaftlich Widerstand leisten.

Die Menschen, welche, in diesem neuen Zustande, ein einsames und ungekünsteltes Leben führten, mit sehr eingeschränkten Bedürfnissen, und mit den nöthigen Werkzeugen

II. Abschnitt

versehen waren, sie zu befriedigen, wendeten ihre Muße an, sich mit vielen Bequemlichkeiten zu versorgen, davon ihre Väter nichts gewußt haben. Dieses war das erste Joch, dem sie sich, ohne daran zu denken, unterwarfen, und die erste Quelle von Uebel, die sie für ihre Nachkommenschaft zubereiteten. Sie schwächten sich nicht nur dadurch Leib und Seele; sondern die Bequemlichkeiten selbst verlohren, durch die Gewonheit ihre Annehmlichkeit, und schlugen zu gleicher Zeit, in wahre Bedürfnisse aus. Nunmehr behagte ihnen der Besitz derselben nicht so sehr, als ihnen die Beraubung Verdruß verursachte. Sie waren nicht glücklich, wenn sie sie hatten, aber doch unglücklich, wenn sie ihnen fehlten.

Nunmehr versteht man einigermassen besser, wie der Gebrauch der Sprache in dem Schosse einer jeden Familie eingeführt, oder wenigstens verbessert ward. Man kann sogar auf gewisse Muthmassungen kommen, wie gewisse häusliche Umstände die Sprache unentbehrlicher gemacht, und dadurch Anlas gegeben haben, ihre Grentzen weiter auszudehnen, und darinn leichter fortzukommen. Manche bewohnte Landstriche, wurden durch grosse Ueberschwemmungen mit Wasser, oder durch Erdbeben, mit tiefen Schlünden, umgeben. Oefters wurden Stücke vom festen Boden, durch grosse Revolutionen, die auf der Erdkugel vorgingen, losgerissen und in Inseln abgetheilet. Man siehet leicht, daß Menschen, die solchergestalt sich näher versammeln und mit einander leben mußten, weit eher eine gemeinschaftliche Mundart haben annehmen können, als solche, die auf dem festen Grunde hin und wieder in den Wäldern herumirrten. Die Insulaner haben uns alsdenn, nachdem sie sich in der Schiffarth einigermassen versucht, den Gebrauch ihrer Sprache sehr leicht hinüber bringen können. Und es ist wenigstens höchst wahrscheinlich, daß Geselligkeit und Sprache in den Inseln erst haben entstehen, und ausgebessert werden können, bevor sie den Einwohnern des festen Landes bekannt geworden sind.

Alles gewinnt nunmehr ein anderes Ansehen. Die Menschen, die bisher in den Büschen herumgestreift waren, nehmen itzt einige Stätigkeit an, sie kommen näher zusammen, sie versammeln sich in Haufen, und bilden in einer jeden Weltgegend eine besondere Nation von einerley Sitten und Characteren, nicht so wohl durch Verordnungen und Gesetze, als durch die Lebensart, die Speisen und den Einfluß des Clima, das alle Glieder einer jeden Nation mit einander gemein haben. Zwischen beständig benachbarten Familien mußten endlich gewisse Verbindungen entstehen. Das junge Volck von beyderley Geschlecht wohnt in Hütten neben einander, und die kurtze und unstäte Gemeinschaft, dazu sie die Natur einladet, verleitet sie zu einem dauerhaften Umgange, der mit nicht weniger Annehmlichkeit verknüpft ist. Man wird gewohnt, verschiedene Gegenstände zu beschauen, und Vergleichen zwischen ihnen anzustellen. Man geräth dadurch unvermerkt auf Begriffe von Verdienst und Schönheit, die uns alsdenn für gewisse Gegenstände etwas vorzügliches empfinden lassen. Man siehet sich so oft einander, bis man sich, beständig einander zu sehen, wünschet. Eine zärtliche und süsse Empfindung pflantz sich in die Seele ein, die in die heftigste Wut ausbricht, wenn ihr die kleinste Hinderniß im Wege stehet. Mit der Liebe erwacht die Eifersucht, die Zwietracht herrschet, und der allerangenehmsten der Leidenschaften wird Menschenblut zum Opfer gebracht.

So wie Begriffe und Empfindungen zunahmen, so wie sich Geist und Hertz in stäter Uebung erhielten; so fuhr das menschliche Geschlecht fort, sich nach und nach zu bezähmen, die Gemeinschaft breitete sich weiter aus, und die Bande schlossen sich fester zusammen. Man fing sich an vor den Hüten oder um einen grossen Baum zu versammeln. Singen und Tantzen, die ächten Kinder der Liebe und Muße werden ein Zeitvertreib, oder vielmehr eine Beschäftigung für das müßige Volk beyderley Geschlechts, das hier zusammen kam. Ein

II. Abschnitt

jeder bemerkte alle andere, und hatte Lust wiederum von ihnen bemerkt zu werden. Die öffentliche Hochachtung erlangte einen Werth. Der am besten singen, der am besten tanzen konnte, der Schönste, der Stärkste, der Geschickteste, oder der Beredsamste ward am meisten bemerkt. Dieses war der erste Schritt zur Ungleichheit, und zugleich der erste Schritt zum Laster. Der erste Vorrang, den man einigen einräumete, erzeugte hier Stoltz und Verachtung, dort Scham und Neid, und aus dem Gähren dieses ungewohnten Sauerteigs entstanden schädliche Vermischungen für die Glückseligkeit der Menschen und für ihre Unschuld.

Hatten nun die Menschen einmal angefangen, ihren Werth einander zu bestimmen und die Begriffe von Hochachtung zu erlangen; so glaubte ein jeder, ein Recht dazu zu haben, und man konnte sie niemanden unbestraft entziehen. Daraus entstanden sogar unter den Wilden, die ersten Pflichten der Geselligkeit, und ein jedes Unrecht, das mit Willen geschah, ward eine Beleidigung genannt. Nicht nur wegen des Uebels, das aus der Beschimpfung entstand, sondern weil dem Beleidigten öfters die Verachtung unerträglicher war, als das Uebel selbst. Je mehr ein jeder von sich hielt, desto härter bestrafte er die Geringschätzung, die ein anderer für ihn bezeugt hatte; die Rachen wurden schrecklich, und die Menschen blutdürstig und grausam. In diesem Zustande befanden sich die meisten wilden Völker zu der Zeit, da sie uns bekannt wurden; und wenn einige daraus haben schliessen wollen, daß der Mensch von Natur grausam sey, und durch eine Polizey bezähmt werden müsse; so hatten sie aus Uebereilung die Begriffe nicht genug auseinander gesetzt, und nicht genug darauf Acht gegeben, wie weit diese Völker damals schon von dem Stande der Natur entfernt waren.

Es ist nichts zahmer, als der Mensch, in seinem ursprünglichen Zustande, da ihn die Natur von der Dummheit der Thiere, und von den schädlichen Einsichten des gesitteten

Menschen gleich weit entfernt, da Vernunft und Instinct nur darauf abzielen, daß er sich für einem Uebel hüte, davon er bedrohet wird, und da er durch ein natürliches Mitleid abgehalten wird, jemalen Uebels zu thun, und wenn es auch jener verschuldet, weil ihn nichts dazu antreiben kann, es ihm wiederum zu vergelten. Nach des weisen *Locke* Grundsätze, *gibt es kein Unrecht, wo kein Eigenthum ist.*

Man bemerke aber dieses. Nachdem das gesellschaftliche Leben sich angefangen hat, und die Verhältnisse zwischen den Menschen eingeführt worden sind, mußten sie vieles ändern, was ihre ursprüngliche Beschaffenheit mit sich brachte. Die Sittlichkeit fing an, bey den menschlichen Handlungen ihren Platz einzunehmen; und da ein jeder vor Einführung der Gesetze sein eigener Richter war, und die Beleidigungen selbst bestrafte, die ihn ein andrer zugefügt hatte; so konnte er bey der Entstehung der Gesellschaften die Gütigkeit nicht mehr behalten, die blos dem reinen Stande der Natur zukam. Ja die Strafen mußten desto härter werden, je öfterer und gewöhnlicher die Gelegenheit war, einem andern Leides zu thun, weil die Furcht für die Rache statt des Zausms der Gesetze dienen mußte. Ob nun gleich die Menschen in diesem Zustande schon weniger aushalten, und ihr natürliches Mitleiden schon ziemlich verändert hatten; so war dennoch diese Zeit, da sich ihre Fähigkeiten entwickelten, vielleicht der glücklichste und der dauerhafteste Zeitpunkt für die Menschen: weil er zwischen der Faulheit des ursprünglichen Zustandes und der thörichten Wirksamkeit unsrer Eigenliebe das wahre Mittel hält. Je mehr man dieser Sache nachdenkt, desto mehr wird man finden, daß dieser Zustand den Revolutionen am wenigsten unterworfen ist, und dem Menschen am besten ansteht (XVI). Ein heilloser Zufall, der zum allgemeinen Besten sich nimmermehr hätte eräugen sollen, muß sie aus diesem Zustande gerissen haben. Die Wilden, die man meistens in diesem Punkte angetroffen, scheinen durch ihr Beyspiel zu bestätigen, daß der Mensch be-

II. Abschnitt

stimmt war, in diesem Zustande zu verbleiben, daß er eigentlich das jugendliche Weltalter genennt zu werden verdiene, und daß ein jeder Tritt, den man weiter that, allem Anscheine nach, der Vollkommenheit eines einzeln fortgeholfen hat, aber ein Schritt näher zur Verderbniß seines Geschlechts gewesen.

So lange sich die Menschen begnügen liessen, in baurischen Hütten zu wohnen, ihre Kleidungen von verschiedenen Häuten mit Fischgräten oder Dornen zusammen zu heften, sich mit Federn und Muschelwerk zu putzen, Bogen und Pfeile auszubessern oder mit Zierathen zu versehen, und mittelst schneidender Steine einige Fischerkähne, oder einige grobe musicalische Werkzeuge zu verfertigen, mit einem Worte, so lange sie sich noch auf Handwerke legten, die ein jeder selbst lernen und ausüben konnte, so lange sie noch an keine Künste gedachten, dazu viel Hände erfordert werden; so lange waren sie so frey, so gesund, so gütig und so glücklich, als es ihre eigene Natur erlaubte, und genossen ohne Unterlaß eines freyen unabhängigen Umgangs. So bald aber ein Mensch der Hülfe eines andern zu bedürfen anfangt; so bald man für nützlich hielt, wenn ein Mensch Vorrath genug besäße, zwey zu unterhalten; so verschwand die Gleichheit und das Eigenthum ward an seiner Stelle eingeführt. Grosse, weit ausgedehnte Wälder wurden in lachende Felder verwandelt, die der Landmann mit seinem Schweisse befeuchten mußte, und darauf man Elend und Sclaverey zugleich mit der Erndte aufkommen sahe.

Die Erfindung der Bergwerke und des Ackerbaues brachten diese grosse Revolution zu wege. Der Dichter findet in Gold und Silber, und der Weltweise in Eisen und Getraide, die beiden Dinge, die den Menschen gesittet gemacht und das menschliche Geschlecht verderbt haben. Beide waren den Wilden Americanern unbekannt; und daher blieben sie immer auf dem alten Fusse. Alle übrigen Völker sind noch rauh geblieben; so lange sie eine von diesen Künsten ohne die andere ge-

trieben haben; und unter den Ursachen warum Europa, wo nicht am ersten, doch wenigstens am beständigsten und am besten jederzeit gesittet gewesen ist, mag diese eine von den vornehmsten seyn, weil es an Korn und an Eisen den größten Ueberfluß hat.

Es ist sehr schwehr, durch Muthmassungen herauszubringen, wie die Menschen das Eisen haben kennen und brauchen gelernet. Man kann nicht glauben, daß sie von selbst darauf gefallen wären, sie wollten den Stof aus den Schachten hervorholen, und zum Schmelzen zubereiten, bevor sie noch gewust, was daraus werden wird. Man kann diese Entdeckung noch weniger einer zufälligen Entzündung zuschreiben, weil die Ertzgruben nirgend anders, als in einem rauhen Boden, darauf weder Bäume noch Pflanzen fortkommen, anzutreffen sind. Die Natur scheint alle nöthige Vorsicht gebraucht zu haben, dieses heillose Geheimniß vor unseren Augen zu verstecken. Es muß also nothwendig ein sehr ausserordentlicher Umstand hinzugekommen seyn, als nemlich ein feuerspeyender Berg, der ertzhafte Materien ausgeworfen, und den Beobachtern Anlas gegeben hat, dieses Kunststück der Natur nachzuahmen. Auch alsdenn müßte man diesen Leuten mehr Muth und Vorsichtigkeit zuschreiben, als sie damals haben konnten, um sich einer solchen mühsamen Arbeit zu unterziehen, und von Ferne den Nutzen einzusehen, den sie davon haben könnten. Hierzu scheinen nur fertige und erfahrene Geister aufgelegt zu seyn.

In Ansehung des Ackerbaues aber müssen die Grundsätze dieser Kunst lange Zeit vorher bekannt gewesen seyn, bevor sie zum Gebrauch eingeführet worden sind. Es ist fast unmöglich, daß die Menschen sollten unaufhörlich beschäftigt gewesen seyn, von Bäumen und Pflantzen ihren Unterhalt einzusammeln, ohne der Natur die Wege abzusehen, deren sie sich bedienet, die Pflantzen zum Gedeyen zu bringen. Hingegen wandte sich ihr Fleiß sehr spät auf diese Seite. Es sey nun

II. Abschnitt

die Ursache hievon, daß sie an den Baumfrüchten, der Jagd und der Fischerey Lebensmittel genug hatten: es sey, daß sie nicht gewußt haben, wie das Getrayde zu brauchen sey: es sey, daß ihnen die Werkzeuge gefehlt haben, zu arbeiten: es sey, daß sie für ihre Bedürfnisse auf keine Zukunft besorgt gewesen sind; oder endlich, weil sie niemanden abhalten konnten, sich der Früchte ihres Schweißes zu bemächtigen. Nachdem die Menschen arbeitsamer geworden sind, müssen sie den Anfang damit gemacht haben, einige Hülsenfrüchte und Wurtzeln um ihren Hütten herum zu säen, die sie vermittelt eines scharfen Steines oder zugespitzten Stabes in die Erde versenket haben. Sie konnten damals weder die Kenntniss haben, wie das Getraide zubereitet werden mußte, noch die Werkzeuge, die zum Ackerbaue im Grossen erfordert werden. Zugeschweigen, daß Geister von dem Gelichter der Wilden, die kaum des Morgens daran denken, was ihnen des Abends fehlen wird, sich unmöglich überwinden können, die Saat verloren zu geben, um sie in der Folge mit Wucher wieder zu kriegen, ohne welche Ueberwindung man sich nie mahls der mühsamen Beschäftigung, die Erde zu befeuern, unterziehen wird.

Es müssen also erst ganz andere Künste erfunden worden seyn, die das menschliche Geschlecht nöthigten, sich auf den Ackerbau zu legen. Sobald Menschen aufstunden, die sich beschäftigten, das Eisen zu schmelzen und hämmern, so mußten andere Menschen darauf bedacht seyn, diese zu ernähren. Je mehr Handwerksleute sind desto weniger Hände arbeiten für den nöthigen Unterhalt, und die Anzahl der Mäuler, die ihn verzehren, wird deswegen nicht geringer; da nun diese sich Lebensmittel für ihr Eisen eintauschen mußten; so fanden jene das Geheimniß, die Lebensmittel vermittelt des Eisens zu vermehren. Solchergestalt entstand hier die Kunst, die Erde anzubauen, und dort die Metalle zu bearbeiten und zu vielen Dingen brauchbar zu machen.

Aus dem Ackerbaue entsprang die Nothwendigkeit, die Erde auszutheilen; und das einmahl festgesetzte Eigenthum leitete auf die ersten Regeln der Gerechtigkeit. Denn soll man einem jedem das Seinige lassen: so muß erst jeder etwas eigenthümlich besitzen können. Ja es konnte niemand auf die Gedanken kommen, einem andern unbilliger Weise etwas wegzunehmen, ohne von ihm eine Gegenvergeltung zu befürchten; weil sie alle auf das Künftige besorgt zu werden anfangen, und ein jeder etwas besaß, das ihm genommen werden konnte. Dieser Ursprung des Eigenthums ist sehr natürlich; man kann nicht einsehen wie der Begriff davon hat entstehen können, wenn nicht die Arbeit dazu Anlas gegeben haben soll. Was konnte der Mensch anders thun, sich des Eigenthumes über ein Ding anzumassen, das er nicht gemacht hat, als daran zu arbeiten? Die Arbeit gab dem Ackersmanne ein Recht auf die Früchte eines Feldstückes, das er beiefert, und folglich, wenigstens bis zur Erndte, auch auf den Grund selbst. Ein ununterbrochener Besitz von Jahr zu Jahr verwandelte sich in ein Eigenthum. Die Alten, sagt Grotius, haben durch den Titel der Gesetzgeberin, den sie der Ceres beylegeten, und durch den Namen Thesmophories, den sie einem Feste gaben, das ihr zu Ehren angestellt ward, zu verstehen gegeben, daß die Austheilung der Grundstücke ein neues Recht aufgebracht hat, nemlich das Eigenthumsrecht, das von allen Gerechtsamen, die aus dem natürlichen Gesetze entspringen, weit unterschieden ist.

Wären die Talente gleich gewesen, das heißt, hätten sich z. E. die Nutzenanwendung des Eisens und die Verzehrer der Lebensmittel einander die Wage gehalten, so hätte alles auf diesem Fusse bleiben können. Allein das gehörige Verhältnis ward durch nichts unterstützt und mußte daher bald aufgehoben werden. Der Stärkere konnte mehr verfertigen, der Geschicktere aus seiner Arbeit mehr Nutzen ziehen, und der Sinnreichere vieles mit weniger ausrichten. Der Ackersmann hatte

II. Abschnitt

öfters mehr Eisen, oder der Schmid mehr Getraide nöthig; und wenn einer nicht mehr arbeiten konnte, als der andere; so verdienete dieser sehr viel, und jener hatte kaum zu leben.

Solchergestalt entwickelte sich die natürliche Ungleichheit unvermerkt mit derjenigen, die hinzugekommen ist; die Verschiedenheit der Menschen zeigte sich in den verschiedenen Umständen, darinn sie sich befanden, und wurde merklicher und anhaltender in ihren Wirkungen, bis sie endlich, auf das Schicksal eines jeden ins besondere, einen grossen Einfluß erlangte.

Ist es nun erst so weit gekommen; So wird man sich leicht alles übrige einbilden können. Ich werde mich nicht aufhalten, die allmähliche Erfindung aller übrigen Künste, den Fortgang in den Sprachen, die Prüfung und Anwendung der Talente, die Ungleichheit der Glücksumstände, den Gebrauch oder Mißbrauch der Reichthümer, noch alle besonderen Umstände zu beschreiben, die hierauf gefolget sind. Ein jeder kann dieses leicht selbst hinzusetzen. Ich will nur auf den Menschen noch einen Blick werfen, den wir ietzt in eine neue Verfassung gesetzt haben.

Nunmehr sind alle unsere Fähigkeiten entwickelt. Die Einbildungskraft und des Gedächtnis nehmen ihren Gang, die Eigenliebe kömmt mit in das Spiel, die Vernunft erlanget ihre Thätigkeit, und der Geist erreicht beynahe die Stufe der Vollkommenheit, dazu er aufgelegt ist. Nunmehr fangen alle natürlichen Eigenschaften zu wirken an. Der Rang und das Schicksal eines jeden Menschen ist, nicht allein in Ansehung der Glücksgüter, oder der Macht ändern zu dienen und zu schaden, sondern auch in Ansehung des Verstandes, der Schönheit, der Leibesstärke, der Geschicklichkeit und der Verdienste, oder der Talente festgesetzt. Und da diese Eigenschaften die einzigen Mittel waren, sich Hochachtung zu erwerben; so mußte man welche davon besitzen, oder sich anzwingen. Man mußte, sich selbst zum besten, sich anders stellen, als

man war. Seyn und Scheinen wurden zwey ganz verschiedene Dinge. Aus diesem Unterscheide entsprang die täuschende Hoheitsmiene, (*faute imposant*), die betrügerische List und ihr Gefolge, alle übrigen Laster. Von der andern Seite siehet man, wie der Mensch, der vorhin frey und unabhängig war, einer Menge hinzugestossener Bedürfnisse halber, so zu sagen, der ganzen Natur, und was noch schlimmer ist, seines gleichen unterliegen muß. Er wird anderer Menschen Slave, so gar, indem er ihr Herr wird. Der Reiche bedurfte anderer Menschen Dienste, der Arme ihres Beystandes, und der im mittelmäßigen Stande lebete, konnte ihrer eben so wenig überhoben seyn. Ein jeder mußte sich also Mühe geben, andere in seinem Schicksale zu intressiren, und in seinem Besten entweder wirklich, oder nur dem Anscheine nach, ihren eigenen Nutzen finden zu lassen. Man bediente sich gegen diesen des Betrugs und der List, gegen jene der Strenge und der Herrschaft: und konnte man jemanden weder den Gehorsam aufzwingen, noch mit Nutzen treuliche Dienste leisten; so mußte er hinter das Licht geführt werden. Der allesverschlingende Ehrgeitz, und die Begierde seine Glücksumstände in Vergleichung gegen andere zu erheben und sich über seines gleichen hinweg zu setzen, flößte allen Menschen den schwarzen Trieb ein, sich einander schädlich und über ihre vorzüglichen Güter ins Geheim eifersüchtig zu seyn. Eine Leidenschaft die desto gefährlicher ist, da sie oft die Maske der Gewogenheit annimmt, um ihre Streiche sicherer austheilen zu können. Mit einem Worte, hier bewarben sich viele um einerley Gut, dort widersetzten sich einige den Absichten der andern, weil sie aus entgegengesetzten Intressen handelten, und alle hatten im Verborgenen eine Begierde, ihr Glück auf anderer Unkosten zu machen. Diese Uebel waren die ersten Früchte des Eigenthums, und das unzertrennliche Gefolge der entstandenen Ungleichheit.

Ehe man über gewisse Zeichen einig geworden war, die Schätze dadurch auszudrucken, bestunden sie in nichts als in

II. Abschnitt

Acker und Heerde. Diese sind die einzigen Güter, welche die Menschen damals besitzen konnten. Als die Erbgüter an Anzahl und Ausdehnung so sehr zugenommen hatten, daß sie den ganzen Boden bedeckt, und sich einander berührt haben, konnte niemand die Grenzen seiner Landgüter anders, als mit Nachtheil eines andern, erweitern. Wenn einige zu schwach oder zu träge waren, sich mehr zu erwerben; so mußten sie arm werden, ohne jemals Schaden gelitten zu haben: denn alles um ihnen herum veränderte seinen Zustand; nur sie hatten ihn nicht verändert. Sie mußten daher ihren Unterhalt aus den Händen der Reichen entweder erwarten, oder mit Gewalt reissen, und, nach der Verschiedenheit ihrer Gemüthsneigungen, verfielen sie bald auf Herrschaft und Dienstbarkeit, bald auf Gewalt und Raubsucht. Auf der andern Seite hatten die Reichen kaum einen Geschmack von dem Vergnügen zu befehlen, als sie alle andere Menschen mit Verachtung ansahen; sie bedienten sich ihrer alten Slaven um neue, ihrer Bothmäßigkeit zu unterwerfen, und dachten auf nichts, als ihre Nachbarn zu unterdrücken, und in ihr Joch zu bringen. Wie ausgehungerte Wölfe, die sobald sie Menschenfleisch nur einmahl gekostet haben, alle andere Nahrung verwerfen, und nichts als Menschen verschlingen wollen.

Indem der Mächtige also, durch seine Gewalt, und der Elende durch seine Nothdurft ein Recht auf fremde Güter zu haben geglaubt hat, das eben so göltig wäre als das Recht des Eigenthums; so war die aufgehobene Gleichheit Schuld an den größten Unordnungen. Die Gewaltsamkeiten der Reichen, die Plünderungen der Armen, die ungebundenen frechen Leidenschaften, die das natürliche Gefühl der Barmhertzigkeit unterdrückten, und die damals noch schwache Stimme der Gerechtigkeit machten die Menschen geizig, boshaft und ehrsüchtig. Die Rechtsame des Stärkern, die mit den Rechtsamen des ersten Besitzers in beständigem Streite waren, endigten sich niemals anders, als durch Mord und Schlägerey (XVII). Die

kaum entstandene Geselligkeit wiech dem Stande des Krieges, und das trostlose und erniedrigte menschliche Geschlecht konnte weder zurück gehen, noch auf alle Unglücksgüter Verzicht thun, die es erworben hatte. Es arbeitete zu seiner eigenen Schande immer fort, und durch den Misbrauch der Fähigkeiten, die ihm zur Zierde gegeben worden, befand es sich jetzt auf dem Rande seines Verderbens.

*Attonitus novitate mali, divesque miserque,
Effugere optat opes, & quae modo voverat, odit.*

Nothwendig mußten die Menschen damahls über ihren bedauernswürdigen Zustand und über die Drangsale, die sie zu Boden drückten, Betrachtungen anstellen. Die Reichen werden am ersten inne geworden seyn, wie nachtheilig ihnen ein beständiger Krieg sey, der blos auf ihre Kosten geführt wird, und darinn alle Menschen ihr Leben, und sie ins besondere auch ihre Glücksgüter auf das Spiel setzen mußten. Sie mochten ihren Usurpationen einen Anstrich geben, welchen sie wollten, so konnte ihnen dennoch nicht verborgen bleiben, daß sich ihr Recht auf keinen wahren Grund, sondern auf einen Misbrauch stütze, und daß sie sich nicht beklagen könnten, wenn ihnen dasjenige durch Gewalt wieder weggenommen wird, was sie sich durch Gewalt erworben hatten. Selbst die durch eigenen Fleiß reich geworden waren, konnten ihr Eigenthum auf keine bessere Gerechtsame stützen. Was konnten sie vorwenden? Ich habe mir diese Mauer aufgeführt, ich habe mir durch meine Arbeit dieses Grundstück verdient. Wohl! Allein wer hat euch diesen Bezirk abgestochen, könnte man ihnen antworten, wodurch wollet ihr euch eine Arbeit, auf unsere Unkosten, bezahlt machen, die euch niemand aufgetragen hat? Wisset ihr nicht, daß viele von euren Brüdern darben, oder daran Noth leiden, wovon ihr zu viel habet? Wißet ihr nicht, daß sich das ganze menschliche Geschlecht erst einmüthig entschliessen muß, euch den Theil des allge-

meinen Unterhalts einzuräumen, den ihr nicht nothwendig brauchet?

Diese nun hatten weder tüchtige Gründe, sich zu rechtfertigen, noch Kräfte genug, sich zu vertheidigen. Einzelne Menschen konnten sie vielleicht unterdrücken: aber einem zusammengerotheten Haufen mußten sie selbst unterliegen. Der Reiche, war ietzt in bedenklichen Umständen. Er war allein gegen viele, und die gegenseitige Eifersucht ließ ihm keine Hoffnung übrig, mit einigen seines Gleichen in ein Bündnis zu treten und seinen Feinden, die sich durch Raubsucht wider ihn vereinigt hatten, gemeinschaftlich zu widerstehen. Er gerieth endlich auf den allerwohlausgesonnensten Anschlag, den der menschliche Verstand erdacht hat; die Kräfte seiner Feinde selbst wendete er zu seinem Besten an, und seine Gegner wurden seine Beschützer. Er flößete ihnen andere Maximen ein; er gab ihnen andere Gesetze, die ihm mehr Vortheil brachten, als er von dem Rechte der Natur Nachtheil zu befürchten hatte.

Diesem zufolge wird er seinen Nachbarn vorgestellt haben, wie greulich eine Situation sey, die sie alle einen wider den andern in Harnisch bringt, darinn der Besitz nicht weniger beschwehrlich ist, als das Bedürfnis, und darinn weder Reiche, noch Arme, froh und sicher leben könnten. Er wird ihnen Scheingründe genug eingebildet haben, sie nach seinem Zwecke zu lenken. »Wir wollen uns vereinigen, mag er zu ihnen gesagt haben, wir wollen die Schwächern für Unterdrückung bewahren, die Ehrsuchtigen in Schranken halten, und einen jeden dasjenige in Sicherheit besitzen lassen, was ihm zugehört. Wir wollen Verordnungen der Gerechtigkeit und des Friedens vorschreiben, die die Menschen verpflichten sollen, mit einander verträglich zu seyn. Wir wollen niemanden davon ausnehmen, und dadurch dem Eigensinne des Glückes die Wage halten, indem wir Starke und Schwache einerley Pflichten gegen einander unterwerfen. Kurtz, statt unsere Kräfte zu unserm Verderben anzuwenden, wollen wir sie

lieber in eine einzige obere Gewalt versammeln, die uns nach weisen Gesetzen regieren, alle Glieder der Gesellschaft beschützen und vertheidigen, den allgemeinen Feind zurücktreiben, und uns in einer unveränderlichen Eintracht erhalten soll.«

Seine Rede durfte nur halb so gut seyn, um diese groben und leicht zu verführenden Menschen auf seine Seite zu bringen. Sie hatten auch überdem so viel Dinge unter sich auszumachen, das sie nicht länger ohne Schiedsrichter, und so viel Geitz und Ehrfurcht, daß sie nicht länger ohne Oberherrn bleiben konnten. Alle liefen in ihre Ketten, indem sie sich frey zu machen glaubten. Sie waren vernünftig genug, die Vortheile, die eine politische Verfassung mit sich bringt, einzusehen; es fehlte ihnen aber an Erfahrung, die Gefährlichkeit derselben vorauszuwissen. Die sich vielleicht am meisten auf die Mißbräuche der neuen Einrichtung verstunden, dachten eben ihre Rechnung dabey zu finden; und die Weisesten unter dem Volke sahen wohl, daß sie einen Theil ihrer Freyheit aufopfern mußten, um den Ueberrest in Sicherheit zu setzen, so wie sich ein Verwundeter den Arm abnehmen läßt, um den übrigen Körper zu retten.

Die Gesetze und die Gesellschaften, die auf diese Art entweder wirklich entstanden, oder wenigstens haben entstehen können, hielten die Armen noch fester im Zaume, und den Reichen legten sie neue Kräfte bey, (XVIII) richteten unsere natürliche Freyheit ohne Rettung zu Grunde, setzten das Gesetz des Eigenthums und der Ungleichheit auf Ewig fest, verwandelten eine geschickliche Usurpation in ein unwieder-
ruffliches Recht, und, einigen Ehrsüchtigen zum Besten, verdammeten sie das gantze menschliche Geschlecht zur Arbeit, Dienstbarkeit, und Jammer. Sobald nur eine einige Gesellschaft erst gestiftet war; so siehet man leicht, daß ihnen alle anderen haben nachfolgen müssen. Sie mußten sich auch zusammenthun, um jenen mit vereinigten Kräften die Spitze bieten zu können. Solchergestalt vermehreten sich die Gesell-

II. Abschnitt

schaften, oder breiteten sich schnell aus, und bedekten die ganze Erde. Da war schon kein Winkel mehr auf dem ganzen Erdboden, da man von dem Joche frey seyn und sein Haupt dem nicht selten schlechtgeführten Schwerdte entziehen konnte, das ein jeder Mensch unaufhörlich über das Seinige schweben sahe. Das bürgerliche Gesetz ward zur allgemeinen Richtschnur aller Bürger, und das natürliche fand nirgend mehr, als zwischen verschiedenen Gesellschaften, statt, oder man ward stillschweigend darüber einig, das natürliche Gesetz, durch eine Art von Völkerrecht gewissermassen einzuschränken, die Gemeinschaft zwischen den Gesellschaften zu erleichtern, und dadurch dem natürlichen Mitleiden einiger massen aufzuhelfen. Denn dieser Trieb hatte zwischen Gesellschaft und Gesellschaft fast alle Kraft verlohren, die sie zwischen Mensch und Mensch zu äusern pflegt, und nur die grossen Geister einiger Weltbürger überschritten die eingebildeten Grenzen, dadurch sich die Völker trenneten, und umfaßten, nach dem Beyspiele ihres Schöpfers, das ganze menschliche Geschlecht mit ihrer Wolthätigkeit.

Die politischen Körper, die solchergestalt in dem natürlichen Zustande verbleiben, fingen endlich an, die Unbequemlichkeiten zu fühlen, dadurch die einzelnen Menschen genöthiget worden sind, eine Aenderung mit ihrem Zustande vorzunehmen: ja die Folgen waren zwischen diesen grossen Körpern noch schrecklicher, als sie Anfangs zwischen den Gliedern gewesen, daraus sie zusammen gesetzt sind. Daher entstanden Nationalkriege, Schlachten, Meuchelmorde und Represalien, die die Natur zum Seufzen bringen und die Vernunft beleidigen, so wie alle schrecklichen Vorurtheile, die die Ehre Menschenblut zu vergiessen, auf die Stufe der Tugenden erheben. Die rechtschaffensten Männer hielten es für ihre Pflicht ihres gleichen zu erwürgen. Die Menschen richteten zu tausenden dahin, ohne zu wissen warum, und an dem Tage einer Schlacht wurden mehr Meuchelmorde, bey der Einnahme

einer einzigen Stadt, mehr Greuel begangen, als in dem Stande der Natur in Jahrhunderten auf dem ganzen Erdboden begangen worden sind. Dieses sind die ersten Wirkungen, darauf die Eintheilung des menschlichen Geschlechts in verschiedene Gesellschaften geführt haben. Wir wollen zu ihrer Einrichtung zurückkehren.

Ich weiß, daß viele die politischen Gesellschaften aus ganz andern Uhrquellen haben entspringen lassen, als nemlich aus den Eroberungen des Stärkern, oder aus der Vereinigung der Schwächern. Man mag aus diesen Ursachen wehlen, welche man will, es thut der Sache nichts, die ich festsetzen werde. Allein ich halte die Art, wie ich diesen Ursprung erkläret habe, aus folgenden Ursachen für die natürlichste. 1) Weil in dem ersten Falle, auf das ungültige Recht der Eroberung keine andere Rechte haben gegründet werden können. Der Eroberer und die eroberten Völker bleiben beständig in dem Zustande des Krieges, wo die Nation nicht, nachdem sie ihre völlige Freyheit wieder erlangt, ihren Ueberwinder aus freyen Stücken zum Oberhern gewehlet hat. Man mag Capitulationen gemacht haben, so viel man will, so lange sie sich auf nichts anders, als auf die Gewalt stützten, konnte weder eine wahre Gesellschaft, noch ein politischer Körper, noch irgend ein anderes Gesetz, daraus entspringen, als das Gesetz des Stärkern. 2) Weil die Worte *stark* und *schwach* in dem letztern Falle gleichbedeutend sind. Zwischen der Zeit, da das Recht des Eigenthums, oder des ersten Besitzers, eingeführt worden ist, und derjenigen, da die Regierungen entstanden, muß sich der Sinn dieser Worte besser durch *arm* und *reich* ausdrücken lassen. Denn was für Mittel hatten die Menschen, vor den Gesetzen, sich ihres gleichen unterwürfig zu machen, als entweder ihre Habseeligkeit anzugreifen, oder ihnen von dem Ihrigen etwas mitzutheilen? 3) Weil die Armen, die nichts mehr, als ihre Freyheit, verlieren konnten, sehr thöricht gehandelt haben würden, wenn sie sich ihrer freywillig begeben hätten, ohne

etwas bessers dafür einzutauschen. Es war weit leichter den Reichern Uebels zu thun, weil sie in allen Theilen ihrer Habseeligkeit gleichsam empfindlich waren, folglich mußten sie weit eher auf Mittel denken, sich in acht zu nehmen. Die in einer Sache ihren Vortheil finden, werden sie vermuthlich eher erfunden haben, als diejenige, denen sie schädlich ist.

Die Regierungsform kann nach ihrer Entstehung weder beständig, noch regelmäßig gewesen seyn. Aus Mangel an Weltweisheit und an Erfahrung, konnten die Menschen nichts, als die gegenwärtigen Unbequemlichkeiten, eingesehen haben; an die übrigen dachte man nicht eher, als nachdem sie sich zeigten. Trotz aller Mühe, die sich die weisesten Gesetzgeber gegeben haben, mußte der politische Staat noch immer unvollkommen seyn, weil er, so zu sagen, ein Werk des blossen Zufalles gewesen ist. Er ward schlecht angefangen, und die Zeit, die seine Mängel entdeckte und Hülfsmittel dafür an die Hand gab, konnte nie alle Mängel dieser ersten Einrichtung aus dem Grunde heben. Man besserte immer etwas aus, ohne zu bedenken, daß man, wie Lykurg zu Sparta gethan hat, erst den Platz rein machen und die alten Materialien bey Seite schaffen muß, um ein festes Gebäude aufführen zu können. Die Gesellschaft bestund Anfangs bloß in einem allgemeinen Verträge, den sich alle Privatpersonen anheischig gemacht hatten, zu halten, und die ganze Gemeine war Bürge für einen jeden. Die Erfahrung hat ihnen zeigen müssen, wie unkräftig diese Einrichtung sey, und wie leicht ein Uebertreter die Ueberzeugung seines Verbrechens und die Strafe vermeiden könne, wenn das ganze Volk erst Zeuge und Richter seyn soll. Man muß des Gesetz erst auf tausenderley Art hintergangen, die Beschwerlichkeiten und Unordnungen müssen sich beständig vermehrt haben, bevor man auf die Gedanken gekommen ist, gewissen Leuten das Ansehen des ganzen Volks, diesen gefährlichen Schatz, anzuvertrauen, und Magistratspersonen zu bestellen, die auf alle Bewegungen des Volks Acht haben sol-

len. Denn wollte man sagen, man hätte Oberhäupter gewählt, ehe die Menschen Bündnisse gestiftet haben, oder es hätte Verwalter der Gesetze gegeben, bevor noch Gesetze waren eingeführt worden; so würde man eine Meinung behaupten, die keine ernsthafte Wiederlegung verdient.

Eben so wenig kann man glauben, daß sich die Völker gleich Anfangs ohne Bedingungen und auf ewig in die Arme eines unumschränkten Beherrschers geworfen hätten, oder daß die stoltzen und unbezwinglichen Menschen, die ein Mittel finden wollten, die allgemeine Sicherheit zu erhalten, sogleich auf den Entschluß gefallen wären, sich in die Slave-rey zu stürzen. In der That; würden sie sich wohl Oberherren gesetzt haben, wenn es nicht geschehen wäre, der Unterdrückung zu steuern, und Güter, Freyheit, und Leben, die Bestandtheile ihres Daseyns, zu beschützen? Da nun in der Verhältniß von Mensch zu Mensch niemanden ein grösser Uebel zustossen kann, als wenn er sich dem Eigenwillen eines andern unterwerfen muß; so würde der unvernünftig handeln, der einen Oberherrn dasjenige freywillig abtreten wollte, zu dessen ungestörtem Besitze er eigentlich seines Beystandes bedarf. Was für ein Equivalent konnte der Regent ihnen für dieses kostbare Recht versprechen? oder wenn er dreiste genug gewesen ist, es ihnen abzufodern, unter dem Vorwande sie zu vertheidigen, wird er nicht sogleich haben die Antwort hören müssen; was kann uns der Feind Aergers thun? Es ist also gewiß, und das ganze politische Recht ist auf diese Grundmaxime gebauet, daß die Völker sich Oberhäupter genommen haben, ihre Freyheit zu beschützen, aber nicht um ihnen unterthänig zu seyn. Wir haben nur deswegen einen Fürsten, sagte Plinius zu Trajan, damit er uns keinen Oberherrn soll haben lassen.

Die Politiker haben über die Liebe zur Freyheit eben die Trugschlüsse gemacht, von welchen sich die Weltweisen in Ansehung des Standes der Natur haben verleiten lassen. Von

II. Abschnitt

dem, was sie sahen, schlossen sie auf das, was sie nicht sahen: und weil die Menschen, die jetzt vorhanden sind, das Joch der Dienstbarkeit mit Geduld ertragen: so eigneten sie allen Menschen überhaupt einen natürlichen Hang zur Knechtschaft zu. Allein sie bedachten nicht, das es hierinn mit der Freyheit, so wie mit Unschuld und Tugend, einerley Beschaffenheit habe. Man erkennt ihren Werth nur so lange, als man sie besitzt: man verlieret aber den Geschmack davon, sobald man sie selbst verlohren hat. Ich kenne die Fröhlichkeiten deines Landes, sagte Brasidas zu einem Satrapen, der das Leben zu Sparta mit dem Leben zu Persepolis verglich: aber die Vergnügungen meines Landes müssen dir unbekannt seyn.

So wie ein unbezähmtes Roß die Mähnen streubt, auf den Boden stampfet, und mit Ungestüm um sich schlägt, so bald man ihm ein Gebiß anlegen will; da hingegen ein zugerittenes Pferd Sporen und Ruthe geduldig erträgt: Eben so weigert sich ein wilder Mensch, in das Joch sich zu schmiegen, welchem ein Gesitteter, ohne Murren unterliegt. Eine ungestüme Freyheit ist ihm erwünschter, als die ruhigste Unterthänigkeit. Aus der Erniedrigung aller dienstbaren Völker läßt sich also keine Folgerung auf die natürlichen Neigungen des Menschen, weder für, noch wider die Dienstbarkeit, ziehen. Man muß vielmehr bedenken, was für Wunder alle freye Nationen gethan haben, sich für Unterdrückung zu bewahren. Jene loben unaufhörlich die Ruhe und den Frieden, dessen sie in den Ketten geniessen; *miserrimam servitutem pacem appellant*. Man betrachte hingegen, wie die letztern, Ergötzlichkeiten, Ruhe, Reichthümer und das Leben selbst, für ein Gut dahin geben, das jene nur verachten, weil sie es verlohren haben; man betrachte die Thiere, welche frey gebohren werden, und die Gefangenschaft verabscheuen, wie sie sich die Köpfe wider die Thüren ihres Gefängnisses zerstoßen; man betrachte die grosse Menge der Wilden, die naked alle Wollüste der Europäer verachten, Hunger, Feuer und Schwerdt, und dem Tode selbst trotzen, blos um

ihre Unabhängigkeit zu behalten; so wird man finden, daß es Slaven nicht anstehe, von der Freyheit zu urtheilen.

Einige haben die unumschränkte Herrschaft, so wie die Gesellschaft in ihrem ganzen Umfange, von der in der Natur gegründeten väterlichen Autorität herleiten wollen. Allein, ohne zu den Gegengründen eines *Locke*, eines *Sidney* meine Zuflucht zu nehmen; so gebe ich nur zu bedenken, daß nichts in der Welt von dem ungebundenen Geiste einer despotischen Gewalt mehr entfernt sey, als diese gelinde Autorität, die mehr den Vortheil desjenigen, der Gehorsam leistet, zur Absicht hat, als den Nutzen des Befehlshabers selbst. Ja der Vater ist in dem Stande der Natur nicht länger Herr über sein Kind, als so lange es seines Beystandes bedarf. Sobald dieser Zeitpunkt vorüber ist, so werden sie sich einander gleich. Das Kind, welches alsdenn von seinem Vater nicht mehr abhängt, ist ihm wohl Ehrerbietung, aber keinen Gehorsam mehr schuldig; denn die Erkenntlichkeit ist eine Pflicht, die man einem andern leisten muß, aber man hat kein Recht dazu, sie zu fordern. Anstatt also, daß man die bürgerliche Gesellschaft von der väterlichen Gewalt herzuleiten sucht, hätte man vielmehr das Gegentheil thun sollen, weil diese Macht erst durch die Gesellschaft den größten Nachdruck erlanget. Man erkennt niemahls eine einzelne Person für den Vater von vielen Kindern, als wenn diese um ihn versammelt bleiben. Die Güter, die ein Vater besitzt, sind die Bande, welche seine Kinder in dem Gehorsam erhalten, und er kann sie nur alsdenn an seiner Habseeligkeit Theil nehmen lassen, wenn sie sich durch eine beständige Willfährung seine Gunst erworben haben. Können Unterthanen aber von ihrem despotischen Beherrscher eine solche Wohlthat erwarten? Sie selbst, und alles was sie haben, gehöret ihm eigenthümlich zu, wenigstens will er es also haben, und sie müssen alles für eine Wohltat ansehen, was er ihnen von dem ihrigen läßt. Wenn er ihnen alles raubt: so übet er Gerechtigkeit aus; und wenn er sie leben läßt: so erzeugt er Gnade.

Fährt man fort, diese Begebenheiten mit den Augen der Gerechtigkeit anzusehen; so wird man finden, daß in der eigenwilligen tyrannischen Regierungsform eben so wenig Bestand als Warheit liegen könne. Was kann ein Vertrag für Kraft haben, der nur einen von beiden Theilen verpflichtet, der einer Parthey alles einräumet, indem er der andern alles entziehet, und der auf nichts, als auf den Nachtheil des verbundenen Theiles abzielet? Die ietzigen Könige selbst und besonders die Könige von Frankreich haben dieses verhaßte System verworfen. Man kann dieses aus verschiedenen Stellen in ihren Edicten, und besonders aus folgenden Zeilen in einem Schreiben ersehen, welches im Jahre 1667 im Nahmen und auf Befehl Ludewig des 14ten ist publiciret worden. »Man sage also nicht ein eigenmächtiger Herr sey den Gesetzen seines Staats nicht unterworfen. Der Gegensatz ist eine Warheit, die sich auf das Völkerrecht stützet. Die Schmeicheley hat sie nicht selten bestürmet; allein gute Fürsten haben sie, gleichsam wie Schutzgötter von ihren Staaten, ohne Unterlas unter ihren Schirm genommen. Weit billiger ist es, mit dem weisen Plato einzustimmen, der es für die eintzige Glückseeligkeit eines Königreichs hält, wenn die Unterthanen den Fürsten, und der Fürst den Gesetzen Gehorsam leistet, das Gesetz aber billig und zum allgemeinen Besten eingerichtet ist.« Ich werde mich nicht lange bey der Untersuchung aufhalten, ob man nicht seine eigene Natur erniedrige, ob man sich nicht jenen Slaven des blinden Instincts den Thieren gleich mache, und den Urheber seines Daseyns beleidige, wenn man der Freyheit, diesem Edelsten aller menschlichen Vermögen, diesem kostbaren Geschenke Gottes, absagt, sich zu allem Unfuge versteht, dafür er uns warnet, blos um einem wilden und unsinnigen Beherrscher zu gefallen; ob der erhabenste Werkmeister sein edles Werk nicht lieber aufgerieben, als solchergestalt entehrt sehen will? Ich frage nur, wenn sie gleich kriechend genug gewesen sind, sich selbst so sehr zu verunehren, mit welchem Rechte haben

sie ihre Enckel dieser Schmach unterwerfen können? Wie haben sie für ihre Nachkommenschaft einem Gute abzusagen vermocht, das gar nicht von ihrer Freygebigkeit herkam, und ohne welches, das Leben selbst denjenigen unerträglich ist, die zu Leben verdienen.

Puffendorf sagt, man kann durch Vergleiche und Verträge, jemanden zum Besten, seiner Freyheit absagen; so wie man sein Vermögen an jemanden verschenken kann. Ich glaube, die Folgerung ist sehr falsch. Erstlich, wenn ich ein Gut verfremde; so habe ich nichts mehr damit zu schaffen; es kann mir gleich viel seyn, ob man es zu Nutzen anwendet, oder misbraucht. Meine Freyheit aber wird mir niemahls gleichgültig. Ich darf nicht zugeben, daß man sie misbrauche; die Schuld von allem Bösen dazu man mich anhalten wird, fällt auf mich zurück, weil ich darein gewilligt habe, ein Werkzeug der Laster zu werden. Ueberdem ist das Eigenthumsrecht nur durch Vertrag und menschliche Einführung entstanden, daher kann ein jeder mit dem Seinigen schalten, wie er will; mit den wesentlichen Geschenken der Natur aber, mit Leben und Freyheit, hat es eine andere Beschaffenheit. Ein ieder kann sie genießen; ob aber ein jeder das Recht habe, sich ihrer zu begeben, ist noch nicht ausgemacht. Sagt man dieser ab; so erniedriget man sein Wesen; nimmt man sich jenes, so vernichtet man sich, so viel man kann. Ist es nun gewiß, daß uns kein zeitlich Gut für sie schadlos halten könne; so kann man ihnen für keinen Preis in der Welt absagen, ohne Natur und Vernunft zu beleidigen. Jedoch, gesetzt man könnte seine Freyheit, so wie seine Güter veräußern; so bleibt doch in Ansehung der Kinder der Unterscheid noch sehr groß; die väterlichen Güter sind ihnen durch die Erblassung zugefallen: aber die Freyheit, haben sie als Menschen von der Natur erhalten, und ihre Eltern sind nicht berechtigt, ihnen dieses Geschenck der Natur zu rauben. Es ist also gewiß, so wie man der Natur hat Gewalt anthun müssen, um die Slavery einzuführen; so hat man sie völlig ändern

II. Abschnitt

müssen, um dieses Recht fortzupflantzen; und die Rechtsgelehrten, die zuversichtlich behauptet haben, das Kind eines Slaven sey zum Slaven gebohren, haben mit veränderten Worten geurtheilt, es könne ein Mensch nicht zum Menschen gebohren seyn.

Ich halte es daher für unstreitig, daß die Regierungsformen nicht haben von der eigenwilligen Macht ihren Anfang nehmen können: weil diese eigentlich der Verfall und der letzte Zeitpunkt aller Regierungsformen ist, dadurch sie wieder auf das Gesetz des Stärkern zurück geworfen werden, dem sie eigentlich haben Einhalt thun sollen. Ja wenn sie auch wirklich solchergestalt ihren Anfang genommen hätten; so haben sich dennoch auf diese von Natur unbillige Gewalt, weder die Rechte der Gesellschaft, noch die Ungleichheit der Stände, stützen können.

Ich mag mich für diesesmal in die Untersuchung nicht einlassen, die man noch über die Natur des Bündnisses, darauf sich die Regierung überhaupt stützt, anzustellen hat; ich will bey der gemeinen Meinung bleiben, und die Aufrichtung des politischen Körpers, als einen wahren Contract zwischen dem Volke und demjenigen Oberherrn, den sie sich wehlen, betrachten. Beide Theile verpflichten sich vermittelst dieses Contracts, gewisse Gesetze, die darinn stipulirt sind, und die das Band ihrer Vereinigung ausmachen, zu halten. Das Volk vereinigt alle seine Willensmeinungen in Ansehung der gesellschaftlichen Verhältnisse in eine einzige. Die Artikel, darüber sich dieser Wille erklärt, werden zu lauter Grundgesetzen, die alle Glieder des Staats ohne Ausnahme verpflichten. Eines von diesen setzet die Wahl und die Gewalt der Magistratspersonen fest, die dafür sorgen müssen, daß den übrigen nachgelebt werde. Diese Gewalt geht nicht weiter, als die einmal getroffene Einrichtung zu erhalten, aber nicht zu ändern. Man hat gewisse Ehrenbezeugungen hinzugethan, um die Gesetze und ihre Verweser ehrwürdig zu machen. Besonders hat man

diesen letztern gewisse persönliche Vorzüge eingeräumt, um sie für die mühsame Arbeit schadlos zu halten, die ihnen die rechtschaffene Verwaltung ihres Amts kostet. Die Magistratspersonen verbinden sich von ihrer Seite, die Gewalt, welche ihnen anvertrauet worden ist, niemals anders, als nach Vorschrift derer zu gebrauchen, von welchen sie ihnen aufgetragen worden, das heißt, einen jeden in dem ruhigen Besitze des Seinen zu unterstützen und ihren besondern Nutzen dem allgemeinen Besten hintenanzusetzen. So lange man weder aus der Erfahrung gelernt, noch durch die Kenntniss des menschlichen Hertzens hat inne werden können, wie viele Mißbräuche diese Einrichtung nach sich ziehe; so hat sie den Menschen desto besser scheinen müssen, je mehr den Verwaltern selbst, an ihrer Aufrechthaltung, ist gelegen gewesen. Der Magistrat und alle seine Gerechtsame stützet sich auf die Grundgesetze; lassen sie diese sinken; so verlieren sie selbst ihr gesetzmäßiges Ansehen, und das Volk ist nicht mehr gehalten, ihnen Gehorsam zu leisten. Das Wesen des Staats bestund damals noch nicht in der Obrigkeit, sondern in dem Gesetze; daher behielt ein jeder mit Recht seine natürliche Freyheit.

Wenn man der Sache ein wenig nachsinnet; so wird man neue Gründe finden, die dieses bestätigen, und die Natur des Contracts selbst beweiset, daß er wirklich hat widerrufen werden können. Denn wenn keine obere Gewalt vorhanden wäre, die für die Aufrichtigkeit beider Contractschliessenden Theile stehen: und sie nöthigen könnte, ihrer gegenseitigen Verbindlichkeit nachzuleben; so müßten die Parteyen selbst Richter über ihre eigene Händel seyn. Eine jede wäre berechtiget, den Contract aufzukündigen, sobald sie fände, daß die andere die Bedingungen übertreten hat, die darinn festgesetzt worden sind, oder sobald ihr diese nicht mehr gefielen. Das Recht, sich von einer Sache loszusagen, kann sich, wie ich glaube, auf nichts anders, als auf diesen Grundsatz stützen. In unserm Fall also, da wir die Einrichtung der Menschen überhaupt betrach-

II. Abschnitt

ten, ist es gewiß, daß wenn die obrigkeitlichen Personen, die alle Gewalt in den Händen haben, und sich alle Vortheile zuschreiben, dazu ihnen der Contract Anlas gibt, wenn diese, sage ich, der Autorität absagen können; so muß das Volk, welches für alle Fehler ihres Oberhauptes büßen muß, um so viel eher sich von der Abhängigkeit befreyen können. Nachdem aber diese gefährliche Gewalt greuliche Mißhelligkeiten und unzählige Unordnungen nach sich gezogen hat; so ward man inne, wie die menschliche Regierungen einen festerern und dauerhaftern Grund haben müßten, als die blosser Vernunft; und wie zuträglich es zur allgemeinen Ruhe sey, daß sich ein göttlicher Wille mit in das Spiel mische, dem Ansehen der obrigkeitlichen Personen einen heiligen und unverbrüchlichen Charakter zu geben, und dem Volke das Recht zu nehmen, sich von dieser Autorität zu befreyen. Wenn den Menschen gleich aus der Religion sonst nichts Gutes entstanden wäre, als dieses; so hätten sie immer noch Ursache genug, sie zu lieben, und sich, ihrer Mißbräuche ungeachtet, an sie zu halten. Sie verschonet noch ietzt mehr Menschenblut, als der blinde Eifer je vergossen hat; Jedoch ich kehre zu meiner Hypothes zurück.

Nachdem der Unterscheid unter den Leuten in dem Augenblicke, da sie eine Regierung einführen wollten, groß oder klein war; so entstunden verschiedene Arten von Regierungsformen. That sich einer besonders an Macht, an Tugend, an Reichthum oder an Ansehen hervor? So ward er allein zur Magistratsperson erlesen, und der Staat ward eine Monarchie. Fanden sich viele, die sich einander fast gleich waren, und vor allen andern einen Vorzug verdienten; so wurden sie mit einander gewählt, und die Regierung war eine Aristocratie. Die weder durch Glücksgüter, noch durch Talente allzusehr von einander unterschieden, und solchergestalt nicht so sehr vom Stande der Natur entfernt waren, verwalteten den Staat mit vereinigten Kräften, und dieses war eine Democratie. Die Zeit unterrichtete die Menschen, welche Regierungsform ihnen am

vortheilhaftesten sey. Diese blieben blos den Gesetzen unterthan, und jene fingen bald darauf an, den Regenten Gehorsam zu leisten. Die Bürger wollten ihre Freyheit behalten, und die Unterthanen waren bemühet, sie ihren Nachbarn zu rauben. Sie konnten nicht ertragen, das andere eines Guts geniessen sollten, dessen sie darben müssen. Mit einem Worte, hier fand man Eroberungen und Reichthümer, und dort Glück und Tugend.

In allen diesen Regierungsformen, wurden die Magistratspersonen Anfangs gewählt: und wenn der Reichthum nicht den Preis davon trug; so erhielt das Verdienst den Vorzug, weil es dem Menschen einen natürlichen Anspruch auf die obrigkeitliche Herrschaft verleiht, oder dem hohen Alter, als welches meistens Erfahrungheit zu den Verrichtungen, und Vorsichtigkeiten in den Berathschlagungen mit sich zu bringen pflegt. Die Aeltesten der Hebräer, die Geronten der Spartaner, der Senat zu Rom, und sogar die Etymologie des Wortes *Seigneur* beweiset, wie ehrfurchtsvoll vormals das hohe Alter gewesen ist. Je mehr die Wahl auf bejahrte Leute gefallen war, desto öfter mußte sie wiederholet werden, und desto mehr Beschwerlichkeiten sind daraus entstanden. Die Zwiespalt ward endlich eingeführet; man rottirte sich zusammen; die Parteyen wurden erbittert; bürgerliche Kriege entstunden; das Blut der Einwohner ward den vermeinten Wohle des Staats aufgeopfert, und man war im Begriffe, in die Anarchie der alten Zeiten wieder zurück zu fallen. Die ehrgeitzigen Vornehmen machten sich diese Umstände zu Nutze, um die Ehrenämter, die sie bekleideten, auf ihre ganzen Familien zu verewigen. Das Volk, welches schon gewohnt war, von andern abzuhängen und ruhig und gemächlich zu leben, war nicht mehr im Stande, seine Ketten zu zerschlagen; und seine Ruhe nicht zu stören, ließ es geduldig die Last seiner Knechtschaft vermehren. Da nun die Oberhäupter sahen, daß ihre obrigkeitliche Würde erblich geworden war; so betrachteten sie sie

II. Abschnitt

endlich, gleichsam, wie ein Familiengut, sie hielten sich selbst für Eigenthümer des Staats, da sie doch Anfangs nur dessen Bediente gewesen waren, sie nannten ihre Bürger ihre Slaven, sahen sie nicht anders an, als das Vieh, das sie zu den Dingen zehlen können, die ihnen zugehören, und nannten sich selbst *Götter* der Erde und Könige der Könige.

Wollten wir den Fortgang der Ungleichheit in diesen verschiedenen Revolutionen betrachten; so würden wir finden, daß die Festsetzung des Eigenthums-Rechts und der Gesetze der erste Zeitpunkt, die Einführung der Magistratswürde der zweete, und die Verwandlung der rechtmäßigen Gewalt in eine eigenwillige der dritte und letzte gewesen ist. In dem ersten Zeitraume kahl also der Stand des Reichthums und der Armuth auf, in dem zweeten der Stand der Macht und der Schwäche, und in dem dritten der Stand der Herrschaft und der Slaverey. Dieser ist die letzte Stufe der Ungleichheit, und alle übrigen Stände kommen zuletzt auf diesen Zeitpunkt hinaus: bis endlich neue Revolutionen hinzukommen, und die Regierung entweder gar aufheben, oder zu der rechtmäßigen Einrichtung näher zurückführen.

Wollen wir begreifen, wie es gewiß sey, daß dieser Fortgang nicht anders hat seyn können; so müssen wir nicht sowohl auf die Bewegungsgründe sehen, die zu der Aufrichtung eines politischen Körpers Anlas gegeben haben, als auf die Gestalt, die er in der That angenommen, und auf die Ungemächlichkeit, die er nach sich gezogen hat. Eben die Laster, um deret Willen es nöthig gewesen ist, gewisse gesellige Verfassungen zu machen, eben diejenigen Laster, sage ich, machen, daß der Mißbrauch dieser Verfassungen unvermeidlich wird. Ich nehme das einzige Sparta aus, wo das Gesetz vornehmlich auf die Erziehung der Kinder gehalten, und wo Lykurg solche Sitten eingepflanzt hat, dadurch es fast unnöthig geworden ist, Gesetze hinzuzuthun; sonst von allen Gesetzen ist es klahr, daß sie nicht so stark sind, als die Leidenschaften, und folglich die

Menschen zwar in Schranken halten, aber nicht ändern können. Man kann daher sehr leicht beweisen, daß eine jede Regierung, die sich beständig ihrem ursprünglichen Endzwecke gemäß erhält, und niemahls verdorben oder verändert wird ohne Noth eingeführet worden sey. In einem Lande, wo niemand weder die Gesetze übertritt, noch der Magistratswürde misbrauchet, sind weder Magistratspersonen noch Gesetze nöthig.

Die politische Verschiedenheit der Stände mußte nothwendig eine bürgerliche Verschiedenheit nach sich ziehen. Die Ungleichheit, die zwischen dem Volke und seinen Obern beständig zunahm, schlich sich endlich auch zwischen besondern Personen ein, und zeigte sich unter tausend Gestalten, nachdem die Leidenschaften, die Talente, und die vorkommenden Fälle verschieden gewesen sind. Wollte die Obrigkeit sich eine unrechtmäßige Gewalt anmassen; so mußten sie nothwendig gewisse Leute zu ihren Geschöpfen machen, und ihnen einen Theil von dieser Gewalt einräumen. Andern Theils konnten die Bürger nicht eher unterdrückt werden, als bis sie von einer blinden Ehrbegierde dahingerissen wurden, dergestalt, daß sie mehr unter sich, als über sich sahen. Nur alsdenn konnte ihnen die Regierung lieber seyn, als die Unabhängigkeit, und sie trugen die Ketten willig, in welche man sie geschlagen hatte, um ihren Untergeordneten wieder welche anlegen zu können. Wer niemanden zu befehlen gedenkt, ist schwer zum Gehorsam zu bringen, und die allerverschlagenste Politik wird es nicht dahin bringen können, Menschen unterthänig zu machen, die nur verlangen, frey zu seyn. Hingegen breitet sich die Ungleichheit zwischen ehrsüchtigen und niederträchtigen Seelen sehr leicht aus. Diese geben ihr Glück auf Gerathewohl dahin, sie wollen herrschen oder dienstbar seyn, nachdem es ihnen gelingen oder fehlschlagen wird. Solchergestalt muß einst eine Zeit gewesen seyn, da ein Zauberwerk die Augen des Volks so sehr geblendet hat, daß seine Vorgesetzten nur zu dem Niedrigsten

II. Abschnitt

unter allen Menschen zu sagen nöthig hatten, werde groß, du selbst und dein ganzes Geschlecht: so mußte dieser schon der ganzen Welt und sich selbst groß deuchten. Seine Nachkömmlinge erhoben sich immer mehr, je weiter sie sich von ihm entfernten. Je älter und ungewisser die Ursache war, desto mehr nahm die Wirkung zu: und je mehr Müßiggänger eine Familie aufweisen konnte, desto herrlicher war sie.

Wenn hier der Ort dazu wäre, könnte ich leicht begreiflich machen, wie nothwendig und unvermeidlich eine Ungleichheit in dem Ansehen einzelner Personen sey (XIX); sobald sie in eine Gesellschaft zusammen getreten sind, und dadurch genöthiget wurden, zwischen ihnen eine Vergleichung anzustellen, und die verschiedenen Dienste, die sie sich einander zu leisten hatten, gegen einander zu berechnen. Diese können auf vielerley Art verschieden seyn; da aber Reichthum, Adel, Rang, Macht und persönliche Verdienste hauptsächlich die Vorzüge ausmachen, nach welchen man sich in der Gesellschaft abzumessen pflegt: so würde ich beweisen, daß die Uebereinstimmung oder der Streit dieser Arten von Gewalt mit einander die sicherste Anzeige von der guten oder schlechten Einrichtung eines Staats sind. Ich würde zeigen, daß die persönlichen Eigenschaften zwar, die Quelle der dreyen übrigen Arten von Ungleichheit gewesen sind, daß hingegen der Reichthum, als die ganz letzte Ungleichheit, endlich alle übrige verschlinget. Dieser trägt zu unserm Wohlseyn unmittelbar das Seinige bey, und kann sehr leicht andern mitgetheilt werden; man wendet ihn daher an, um alles übrige dafür einzukaufen. Durch diese Observation kann man sehr genau urtheilen, wie weit sich ein Volk von seinem ursprünglichen Zustande entfernt, oder wie nahe es zu dem letzten Ziele seines Verderbnisses gekommen ist. Ich würde bemerken, wie das allgemeine Verlangen nach einen guten Leymund, nach Ehre, nach Vorzügen, welches uns alle verzehret, die Talente und Kräfte in Uebung erhalte, und mit einander vergleiche; wie viel Leidenschaften es bey

uns rege mache und vervielfältige, wie es alle Menschen zu Mitverlangern, Nebenbuhlern, oder gar zu Feinden mache, und dadurch täglich bald Wiederwärtigkeit, bald glücklichen Fortgang, und allerley Catastrophen verursache, indem sie macht, daß sich viele um einerley Sache bewerben. Ich würde zeigen, wie wir der brennenden Begierde, beständig von sich reden zu lassen, der Wuth sich hervor zu thun, die uns in uns selbst zuruckkehren läßt, alles zu verdanken haben, was Gutes oder Schlechtes unter den Menschen zu finden ist; Ich meine unsere Tugenden, unsere Laster, unsere Wissenschaften, unsere Irrthümer, unsere Weltbezwinger und unsere Weltweisen. Viel schlimme Sachen die mit wenig Gutem untermengt sind! Ich würde die Ursache angeben, warum man eine Handvoll Mächtige und Reiche auf dem Gipfel der Grösse und des Glückes siehet, indeß da der gemeine Haufen im Finstern und im Elende kriechet. Nemlich, weil jene nur alsdenn einen Werth auf gewisse Sachen setzt, wenn sie diesen mangeln. Wenn sie gleich ihren Zustand nicht veränderten; so würden sie dennoch nicht mehr glücklich seyn, sobald das Volk nicht mehr elend wäre.

Jedoch die Ausführung dieser besondern Umstände würde Stof genug zu einem ansehnlichen Werke abgeben, in welchen man die Vortheile und Unbequemlichkeit einer jeden Regierungsform, wenn sie mit dem Rechte des Standes der Natur verglichen wird, abwiegen, und die verschiedenen Gestalten zeigen könnte, unter welchen sie die Ungleichheit bisher gezeigt hat, oder ins künftige noch zeigen wird, nachdem die Natur der Regierungsform und die Beschaffenheit der Revolutionen ist, die mit der Zeit nothwendig entstehen werden. Man würde sehen, wie das Volk durch die Vorsicht selbst, die es gebraucht hat, sich für alles zubewehren, das ihm von aussen drohet, wie es dadurch selbst, von innen, unterdrückt wird; Man würde die Unterdrückung beständig zunehmen sehen, ohne daß die Unterdrückten wüßten, wenn sie ein Ende neh-

II. Abschnitt

men würde, oder was für rechtmäßige Mittel übrig wären, ihr Einhalt zu thun. Man würde sehen, wie die Rechtsame der Bürger und die Nationalfreyheiten sich nach und nach verlöschen, und wie das Beklagen der Schwächern als ein aufrührerisches Murren betrachtet wird. Man würde sehen, wie die Staatskunst den Ruhm, das allgemeine Beste zu beschützen, nur auf einen kleinen feilen Theil des Volks einschränke. Man würde daraus die Nothwendigkeit der Auflage entspringen sehen, und wie der Bauer dem der Muth benommen wird, seinen Pflugschar sogar zu Friedenszeiten verläßt, und sich das Schwerdt umgürtet. Man würde die verdammtten und wunderlichen Regeln des Ehrenrufs (*point d'honneur*) entstehen sehen; Endlich würde man sehen, wie die Beschützer des Vaterlandes zu Feinden des Vaterlandes werden, wie sie beständig den Dolch für ihre Nebenbürger in die Höhe halten, und es würde eine Zeit kommen, da man die Unterdrücker ihres Landes wird sagen hören.

*Pectore si fratris gladium juguloque parentis
Condere me jubeas, gravidaeque in visura petu
Conjugis, invita peragam tamen omnia dextra.*

Aus dieser aufs äusserste gebrachten Ungleichheit der Stände und des Glückes, aus der Verschiedenheit der Leidenschaften, und der Talente, aus den unnützen Künsten, aus den schädlichen Künsten, aus den eiteln Wissenschaften entsprungen eine Menge von Vorurtheilen, die eine wie die andere, der Vernunft, der Glückseligkeit und der Tugend schnurstracks zuwider laufen. Man würde sehen, wie die obern Befehlshaber alles zum Gedeihen bringen, was die Kräfte der vereinigten Menschen schwächt, indem es sie trennet, was der Gesellschaft das äusserliche Ansehen einer Einhelligkeit gibt, indem es ins Geheim den Samen einer wahrhaften Trennung austreuet; was den verschiedenen Ständen Mistrauen und gegenseitigen Haß einflössen kann, indem ihre Rechtsame und ihre

Intressen einander entgegen gesetzt werden, kurtz, was die obere Macht befestigen kann, darinn jene alle begriffen sind.

Mitten in dieser Unordnung, in diesen Revolutionen erhebt die despotische Gewalt ihr scheußliches Haupt, verschlinget alles, was sie in einem Staate gutes und gesundes angetroffen hat, und gelanget endlich dahin, daß sie Volk und Gesetze mit Füßen tritt und auf den Ruinen der Republik ihren Tempel aufrichtet. Die Zeiten, welche vor dieser letzten Veränderung hergehen, werden voller Unruhe und Drangsalen seyn, aber endlich wird dieses Ungeheuer alles unter sich bringen, und die Völker werden statt Oberherren und Gesetze, nichts anders als Tyrannen haben. Da wird man weder nach Sitten noch nach Tugend fragen; denn wo der Despotismus regiert, *cui ex honesto nulla est spes*, da wird kein anderer Herr geduldet; er braucht nur den Mund zu öffnen; so hat man weder Frömmigkeit noch Pflicht zu Rathe zu ziehen. Ein blinder Gehorsam ist die einzige Tugend der Slaven.

Dieses ist das letzte Ende der Ungleichheit, und der äusserste Zeitpunkt, der den Zirkel schließt, und an dem Punkte grenzet, mit welchem wir angefangen haben. Die Menschen werden wieder einander gleich, weil sie alle nichts sind. Die Unterthanen haben kein anderes Gesetz, als den Willen ihres Oberherren, und der Regent keine andere Richtschnur, als seine Leidenschaften; und die Begriffe vom Guten, die Grundsätze der Gerechtigkeit sind wiederum dahin. Alsdenn gehet alles wieder nach dem Gesetze des Stärkern, und folglich entstehet ein neuer Stand der Natur, der von demjenigen, mit welchem wir den Anfang gemacht haben, nur darinn unterschieden ist, daß jener der Stand der Natur in ihrer Unschuld gewesen, dieser hingegen nichts anders ist, als die Frucht einer überschwänglichen Verderbnis. Ausser diesem sind diese beyden Stände so wenig unterschieden, und der Vertrag, vermöge welchem die Regierung ist eingeführet worden, wird durch den Despotismus so sehr vernichtet, daß der despotische Re-

II. Abschnitt

gent nur so lange die Herrschaft behält; so lange er die größte Gewalt hat: und so bald man ihn abwerfen kann, hat er sich nicht mehr über Unrecht zu beklagen. Ein Aufruhr, in welchem ein Sultan stranguliret oder entthronet wird, geschiehet eben so wohl nach allen Rechten, als das Urtheil, welches eben dieser Sultan, Tages vorher, über das Leben und die Glücksgüter seiner Unterthanen abgefaßt hatte; Die Gewalt hat ihn erhoben, die Gewalt kann ihn auch wieder stürzen. Alles gehet nach der natürlichen Ordnung, und es mag aus diesen kurzen und öftern Revolutionen entstehen, was da will; so darf sich niemand über Anderen Ungerechtigkeit beschwehren: sondern über seine Unvorsichtigkeit und über seinen Unstern.

Wenn man solchergestalt die verlorne Stege wieder entdeckt und betreten hat, welche den Menschen von dem Stande der Natur auf den Stand des bürgerlichen Lebens haben führen können; wenn man zu den Zwischenfällen, die ich berührt habe, noch diejenige hinzuthut, die ich aus Mangel der Zeit unterdrückt, oder an welche ich aus Mangel der Einbildungskraft nicht gedacht habe; so wird ein jeder aufmerksame Leser über die unermeßliche Zeit, welche diese beyden Stände von einander trennet, erstaunen. In dieser langsamen Folge der Dinge auf einander wird er eine Menge moralischer und politischer Aufgaben aufgelöset finden, die noch kein Weltweiser hat auflösen können. Da er findet, daß das menschliche Geschlecht in einem Weltalter, von dem menschlichen Geschlechte in einem andern Weltalter, sehr unterschieden ist; so wird er Grund angeben können, warum Diogenes keinen Menschen gefunden hat, nemlich, weil er unter seinen Zeitgenossen Menschen aus einer längst verstrichenen Zeit hat antreffen wollen. Cato, wird er sagen, ist mit Rom und mit der Freyheit zugleich untergegangen: weil Cato in seinem Jahrhundert zur Unzeit gelebet hat. Funfhundert Jahr vorher würde dieser größte Mann die Welt beherrschet haben: und ietzt that er nicht mehr, als daß er sie in Erstaunen setzte. Mit

einem Worte, er wird begreifen, wie sich die Seele und die Leidenschaften des Menschen unmerklich verändert, und so zu sagen, eine andere Natur angenommen haben; warum wir immer andere Dinge zu Gegenständen unserer Bedürfnisse und unserer Ergötzlichkeiten machen; warum der ursprüngliche Mensch allmählich verschwunden ist, und der Weise in der ganzen Gesellschaft nichts anders findet, als eine Versammlung von künstlenden Menschen und gemachten Leidenschaften, die aus neuen Verhältnissen entsprungen, und in der Natur gar nicht gegründet sind. Was wir hiervon durch Nachsinnen herausgebracht haben, wird durch die Erfahrung vollkommen bestätigt: Der wilde und der polirte Mensch gehen in dem Grunde ihres Herzens und in ihren Neigungen so weit von einander ab, daß der eine verzweifeln würde, wenn er das hätte, wobey sich der andere glücklich schätzt. Jener sehnet sich nur nach Ruhe und Freyheit; er will nur leben und unthätig bleiben: Gegen alles übrige ist er noch gleichgültiger, als der unempfindlichste Stoiker. Der immerthätige Bürger hingegen schwitzt, arbeitet und quählet sich unaufhörlich, um sich noch mühsamere Beschäftigungen zu verschaffen. Er arbeitet sich todt, um leben zu können, oder nimmt sich das Leben, um unsterblich zu werden. Er hofieret den Grossen, die er im Herzen hasset, und den Reichen, die er verachtet; Er sparet nichts, um zu der Ehre zu gelangen, ihnen aufwarten zu können. Er ist stolz auf seine Niederträchtigkeit und auf ihren Schutz. Er rühmet sich seiner Slavery, und redet von denen mit Verachtung, die die Ehre nicht haben, daran Theil zu nehmen. Was für ein Schauspiel für einen Caraiben, wenn er die mühsame und von andern beneidete Arbeit eines europäischen Staatsministers sehen sollte? Wievielmahl wird dieser träge Wilde nicht lieber eines grausamen Todes sterben, als ein so greuliches Leben führen wollen, das öfters nicht einmahl durch das Vergnügen wohl zu thun versüßet wird? Will er aber den Zweck wissen, auf welchen alle diese Sorgen abzielen: so müssen die Worte

II. Abschnitt

Macht und *Leumund* in seiner Seele erst eine Bedeutung haben; so muß er erst lernen, daß es Leute giebt, die es für etwas wichtiges halten, wenn die ganze Welt auf sie siehet, die ihre Glückseeligkeit und ihre Zufriedenheit mehr auf das Zeugnis anderer bauen, als auf ihr eigenes. Nichts anders, als dieses ist die wahre Ursache aller dieser Verschiedenheiten. Der wilde Mensch lebet in sich, der gesellige hingegen ist immer ausser sich, und lebet nur in der Meinung, die andere von ihm haben. Die Empfindung seines Daseyns selbst nimmt er nur aus ihrem Urtheile her. Es ist mein Werk nicht, zu zeigen, wie man bey so gestalter Sache, der besten moralischen Discurse ohngeachtet, gegen Gut und Böses noch immer unempfindlich bleibt; wie ietzt, weil alles doch nur auf den Schein ankömmt, auch alles nur gemacht, und angestellt ist: Ehre, Freundschaft, Tugend, und die Laster selbst öfters nicht ausgenommen, weil man endlich das Geheimniß gefunden hat, sich ihrer öffentlich zu rühmen; warum eben deswegen, weil wir immer andere fragen, was wir sind, und uns niemals unterstehen, diese Frage an uns selbst zu thun, wie es daher komme, sage ich, daß wir aller Weltweisheit, Leutseeligkeit, und Politesse, aller erhabenen Maximen ungeachtet, dennoch nicht mehr haben, als einen äussern läppischen Anstrich, als Ehre ohne Tugend, als Verstand ohne Weisheit, und Vergnügen ohne Glückseeligkeit. Es ist mir genung, daß ich bewiesen habe, dieser Zustand sey der ursprüngliche nicht, und daß er vielmehr die Geburt der Geselligkeit, und der eingeführten Ungleichheit sey, die alle unsere natürlichen Neigungen verändern, und auf einen andern Fuß setzen.

Ich habe mir Mühe gegeben, den Ursprung und Fortgang der Ungleichheit, so wie die Einführung, und den Mißbrauch der politischen Gesellschaften zu zeigen, in so weit das Licht der Vernunft hinreicht, diese Dinge von der Natur des Menschen herzuleiten; Ich habe die geheiligten Lehren so lange aus den Augen gesetzt, welche die Sanction des Göttlichen Rechts

der allerhöchsten Autorität zuschreiben. Ich habe gefunden, daß keine Ungleichheit im Stande der Natur statt finde: daß ihre Kraft so wie ihr Wachsthum aus der Entwicklung unserer Vermögen und aus dem Fortgange des menschlichen Verstandes entspringe, und daß die Einführung des Eigenthums und der Gesetze, diese Ungleichheit dauerhaft und rechtmäßig machen; Hieraus folgt zugleich, daß die moralische Ungleichheit dem natürlichen Rechte zuwider sey, wenn sie nur durch ein positives Gesetz eingeführet, und der physischen Ungleichheit nicht vollkommen proportionirt ist. Man siehet hieraus deutlich genug, was man, nach dieser Seite betrachtet, von jener Ungleichheit zu halten habe, die ietzt bey allen gesitteten Völkern eingeführt ist. Sie streitet offenbahr mit dem Gesetze der Natur, man mag sie erklären wie man will. Ein Kind hat über einen Alten zu befehlen, der Weise stehet unter der Anführung eines Blödsinnigen, eine Handvoll Menschen brüstet sich im Ueberflusse, und eine ausgehungerte Menge darbet ihres nöthigen Auskommens.